

Die Gartenlaube

Stadt
Bücherei
Berlin



binder

30 Pfg. 10 Cents USA.
60 Gr. Oestr.

NUMMER 9 BERLIN, 2. MÄRZ 1933

Ausgabe B mit Versich. 45 Pf.
einschließl. 5 Pfg. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

G. W. Sie haben sich nach dem Tode Ihrer Frau wieder verheiratet und leiden darunter, daß Ihre erwachsenen Kinder aus erster Ehe das neue Heim meiden.

Ich möchte Ihnen sehr gern helfen, denn aus Ihrem Brief spricht echte, treue Vaterliebe, und aus der Anlage habe ich den deutlichen Eindruck gewonnen, daß es auch Ihrer Tochter an gutem Willen nicht fehlt. Und, sehen Sie, mehr als dies, mehr als einen guten Willen dürfen Sie zunächst nicht erwarten, wenn schon erwachsene Kinder einer zweiten Mutter bekommen; diese können sich so schnell nicht in den Gedanken hineinleben, daß an Stelle ihrer geliebten Mutter eine andere Frau dem Vater Lebensgefährtin ist. Deshalb ist auch die Sehnsucht nach dem alten Hause völlig verständlich, und die rührende Bitte der Tochter, doch wenigstens ein Zimmer jederzeit betreten zu dürfen, sollten Sie wirklich erfüllen! Geben Sie ihr den Schlüssel, damit sie ganz von sich aus dieses letzte Stückchen Kinderland aufsuchen kann, in welchem sie wurzelt und auf welches sie als Tochter ihrer Mutter ein Anrecht hat. Weder Sie noch Ihre Frau aber sollten diese Verbundenheit der Kinder mit der alten Heimat als Kränkung auffassen. Glauben Sie mir, je mehr Verständnis Ihre Frau, die Sie als herzensguten Menschen schildern, für die seelische Verbundenheit der Kinder mit der verlorenen Mutter aufspringt, um so eher werden diese Kinder sie als Freundin achten und liebgewinnen. Es ist ferner verständlich, wenn die Kinder noch immer mit einer gewissen Scheu das neue Heim betreten; gerade diese Hemmungen zeugen von der Tiefe ihrer Gefühle. — Sie fragen, wie Sie Ihre Kinder behandeln sollen, ob mit Härte oder noch einmal mit guten Worten — nun, mit Härte ganz gewiß nicht! Diese würde nur den guten Willen zerstören, der jetzt noch vorhanden ist, würde erst rechte Feindseligkeit gegen die zweite Frau hervorrufen. Auch daß viele Worte, seien sie noch so gut gemeint, Zweck haben, glaube ich nicht. Helfen kann nur Verständnis und Liebe, die Sie den Kindern erweisen, und es wird dabei ganz besonders auf Ihre Frau ankommen. Für diese liegt hier eine Aufgabe. Quälen Sie die Kinder nicht mit Forderungen, öfter Ihr Heim aufzusuchen, als das Herz sie von selber treibt; es könnte häßliche und auf die Dauer unhaltbare Heuchelei zur Folge haben. Ich bin fest überzeugt: Erleben die Kinder, daß man auch ihre Gefühle achtet, daß man die Wurzeln ihres Seins nicht antastet, ihnen, soweit es praktisch möglich ist, das alte Haus läßt, das ihre Heimat war — dann werden sie auch den Weg ins neue Heim finden, und dann wird dieser Weg ehrlich sein. — Und nun zu Ihrer letzten Frage: Ich glaube, daß Ihre Tochter der Altersgrenze entwachsen ist, in

der Sie sie von einer Angewohnheit abbringen können, und ich kann in der Tat, daß ein 23-jähriges, beruflich selbständiges Mädchen gern raucht, nicht etwas unbedingt Verwerfliches sehen. Sie bildet ja damit durchaus keine Ausnahme in ihrer Generation; und mögen auch wir Älteren den Kopf schütteln: die Jungen müssen gerade so

ihren Weg gehen, wie wir einmal unseren gegangen sind. Auch wir haben in vielen Fragen im Gegensatz zu unseren Eltern gestanden, Fragen, die zum Teil viel wichtiger waren als die des Rauchens. Jetzt ist die Reihe an uns, den Kopf zu schütteln, und die Zeit wird über unsere Bewunderung genau so hinweggehen wie über die Ideale vergangener Generationen.

Erika. Sie sind 18 Jahre alt und haben eine zwanzigjährige Schwester, die sich vor kurzem verlobt hat. Aber auch Sie haben zu dem gleichen Mann Neigung gefaßt und fürchten nun, er könnte durch seine Wahl unglücklich werden, da Ihrer Ansicht nach die Schwester „viel zu egoistisch“ ist, um eine treuorgende Gattin zu werden.

Liebe Erika, das ist wirklich eine sehr böse Geschichte, in der Sie stecken; und Sie werden sehr tapfer und vor allem auch sehr ehrlich gegen sich selbst sein müssen, um den rechten Weg nicht zu verlieren. Ist es nicht gerade die Liebe zu dem Mann, die Sie zu einer so scharfen Kritikerin an der eigenen Schwester macht? Und selbst wenn, wie Sie

schriften, Ihre Neigung schon viel früher erwacht war, noch vor seiner Verlobung — dieser Mann hat doch nun einmal gewählt, für ihn gab es kein Schwanken zwischen den zwei Schwestern. Vor dieser Tat, die Hoffnung in Ihnen ausgeschaltet sein, und es ist sinnlos, wenn Sie die zukünftige Ehe beurteilen wollen, da Sie so ganz und gar nicht unparteiisch sind. Ich weiß, daß Ihnen meine Worte wehtun werden, sehr weh — aber ich muß gerade um Ihre Willen ohne jede Beleidigung zu Ihnen sprechen, und Helfen ist sehr oft nichts anderes, als jemand den Spiegel vorhalten. Ich bin überzeugt, daß Sie mit eines Tages rechtgeben werden, wenn Sie ruhiger geworden sind und den Verzicht überwunden haben werden. Da Sie, Ihrem Brief nach zu urteilen, in geordneten und nicht allzu beengten Vermögensverhältnissen leben, würde ich Ihnen raten, für eine Weile das Elternhaus zu verlassen und möglichst auch eine ganz neue Umgebung zu suchen, damit Ihnen das Vergessen leichter wird. Und dann heißt es, sich tapfer um den eigenen neuen Weg bemühen; Sie werden vielleicht mehr Kräfte in sich entdecken, als Sie jetzt zu besitzen glauben.

Herbert. Ob es „Zweck“ hat, Lotterie zu spielen, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen; vielleicht werden Sie sich einmal an einen Wahrheit, wie Sie schreiben, nur über ein sehr bescheidenes Existenzminimum verfügen, würde ich an erster Stelle lieber dafür sorgen, daß die Butter zum Brot nicht fehlt.

In der nächsten Nummer

Schöpferische Kopisten

Kunstgesdiichtliche Vergleiche von Wilhelm Boek

Der fröhliche Landmann

Eine kleine Geschichte von Walter von Dreesen

Eidechsenfang auf Mallorca

Von Marlo Mieritz-Lenz

Patience — Patience. Beruhigungsmittel für nervöse Zeitgenossen. Von George G. Kobbe

Meine Beziehungen zu Klara Butt

Eine Erinnerung von Klara Hofer

Der Tanzmeister. Erzählung von Hermann Körding mit Zeichnungen von Walter Fürst

Beide Romane in Fortsetzungen

Mode: Streifen und Schleifen an Blusen
Bunte Wimpel — Frühling in Sicht
Modische Kleinigkeiten

Küche: Haferstücke im Hausgebrauch

Wickel, Packungen und Umschläge

Theater und Film

Der Radio-Doktor



Jeder Mutter zur Beherzigung!

Wie bei allen Schwächezuständen gewährt die „Höhensonne“ — Original Hanau — auch während der Schwangerschaft und der Stillzeit unschätzbare Hilfe. Ihre ultravioletten Strahlen erleichtern die Geburt, steigern die Milchsekretion und verhüten vorzeitiges Altern der Mutter. Den Säugling kräftigen sie, bewahren ihn vor den gefürchteten Kinderkrankheiten wie Rachitis und Skrofulose und fördern in hohem Maße das Wachstum. Da regelmäßige Bestrahlungen mit der „Höhensonne“ in jedem Alter (besonders auch bei Frauen in den Wechseljahren) Wohlbefinden verbürgen, ist ihre Anschaffung ein Gewinn fürs ganze Leben.

Interessante Literatur: 1. „Das Altern, seine Ursachen und Behandlung“ von Dr. A. Lorand, kart. RM 6.10, 2. „Licht heilt, Licht schützt vor Krankheit“ von San.-Rat Dr. Breiger, RM 0.95. Erhältlich durch den Sollux-Verlag Hanau a. M., Postfach 511. Versand frei Haus und Nachnahme.

Zur Beachtung! Wir senden Ihnen gern (geg. 60 Pfg. in Mark.) d. illust. 60 seit. Buch „Ultraviolette Strahlen u. d. menschl. Körper“ sow. eine Probetube „Engadino“ Höhensonnen-Teintcreme z. nat. Gesichtsbräun. zu.

Wenn Du Dein Kind von Herzen liebst,
So laß zur Pflicht Dir werden,
Dass Du ihm die Gesundheit gibst
Als größten Schatz auf Erden.

Laß durch der Höhensonne Strahl
Vor Krankheit es bewahren,
Der Dienst verzinst sich tausendmal
In späteren Lebensjahren.

Die Höhensonne jedem Kind!
Wenn das doch Wahrheit würde!
Freiwar die Menschheit dann geschwind
Von mancher schweren Bürde.

PREISE:
Tischlampe des Jubiläums-Modells mit Reflektor Typ SR 300 für Wechselstr. 220 Volt. RM 220,50 für Wechselstrom 110 Volt Mehrpreis RM 15,— vereinf. Mod. Typ SN 300 für Wechselstr. RM 184,50 bish. Tischlampen-mod. f. Gleichstrom RM 126,— Preise frei Haus inkl. aller Spesen!

Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H. Hanau-M.Postf.11
Zweigst.Berlin NW6.Robert-Koch-Platz2 11Tel.D1Nord.4997
Unverbindl. Vorführ. in all. med. Fachgesch. u. in all. AEG-Niederl.

Künstliche Höhensonne — Original Hanau —

Die Gartenlaube



Berlin, 2. März

Begründet 1853

Nr. 9

ILLUSTRITES FAMILIENBLATT

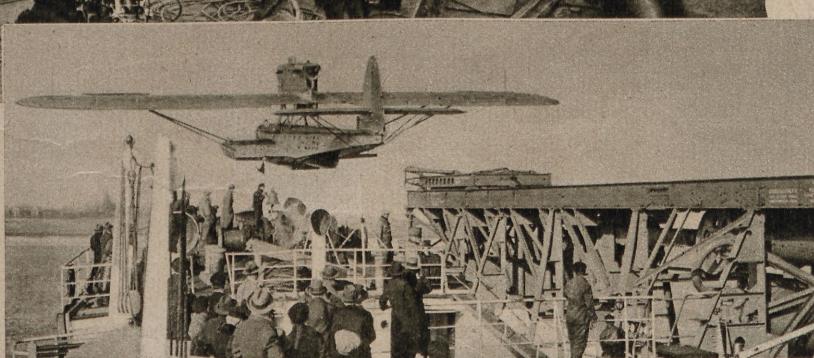
1933



Die erste Fluginsel im Ozean

Mit dem Dampfer „Westfalen“, der aus einem Handels- in ein Katapultschiff umgebaut wurde, ist der erste schwimmende Flugstützpunkt geschaffen worden, der den regelmäßigen Flugbootverkehr zwischen der westafrikanischen und südamerikanischen Küste erst ermöglicht. Das Schiff soll ungefähr in der Mitte der 3000 km langen Strecke eingesetzt werden. Ankommende Flugzeuge werden durch einen $13\frac{1}{2}$ m hohen Kran vom Landessegel aus an Bord genommen (oben), abgehende mit 150 km Stundengeschwindigkeit von einem Katapult abgeschossen (rechts)

Aufn. Schierl.





Ein Besuch beim Puppenspieler von Wien

Das uralte, vollstümliche Puppentheater, auf dessen Bühne statt lebendiger Menschen mechanische Puppen spielen, ist vielleicht die älteste Form des Theaterspiels überhaupt und der Vorläufer aller späteren Veranstaltungen, bei denen Personen von Fleisch und Blut auf die Bretter traten, die nach dem landläufigen Ausdruck „die Welt bedeuten“. Was liegt denn auch für den primitiven Menschen näher, als der Gedanke, für das Geschehen in einer übermenschlichen — göttlichen oder mythologischen — Welt oder für das einer vermenschlichten und historisch gewordenen, die Repräsentanten künstlich zu schaffen und sich durch sie ersetzen zu lassen? Ein Zeitalter, das in der plastischen Kunst Götter- und Heldenbilder schuf, hat sicher auch schon solche Darstellungen zu kultischen oder dramatischen Wiederholungen der in das Volksbewußtsein übergegangenen Geschichten benutzt. Was wir auf diesem Gebiet durch die Ergebnisse ethnologischer Forschungen wissen, macht das zur Gewissheit. Namentlich die Völker des Orients von dem indischen bis zum chinesischen Kulturkreis geben uns den Beweis dafür. Und die Überlieferungen unseres Abendlandes bestätigen das durchaus.

Das Puppentheater als solches ist niemals bei uns ausgestorben. Die Über-

Professor Teschner hinter der Bühne: Er bewegt seine Figuren, im Gegensatz zu anderen Puppenspielern, nicht an Draht und Faden von oben her, sondern an hölzernen Stäben, die von unten geführt werden. Das obere Bild zeigt in dem kreisförmigen Ausschnitt der Bühne das Vorspiel zu einem Stück: Der alte Saturn steigt, gefolgt von der Schlange, durch den Weltenraum zur Erde nieder

reste seines Fortbestandes leben noch heute lebendig fort und haben eine Anzahl anerkannter Mittelpunkte. Da sind die Antwerpener Poessenellen im Hafenwinkel der flämischen Stadt. Da ist das Pariser Guignol, das noch heute ein begeisteretes Publikum von kleinen Besuchern in den Champs Elysées anlockt. Da ist

das altherühmte „Kölner Hänenchen“, das nicht nur die rheinische Metropole, sondern außerdem hundert Jahrmarkte mit seinen Hauptfiguren, dem Hänenchen, dem Tünnes und dem Dürwel, dem Bestevaer, der Marizebill alljährlich belebt. Das sind die altklassischen Tummelplätze des volkstümlichen Puppentheaters.

Kein Wunder, daß die Gegenwart eine Fülle von Bestrebungen

hervorgerufen hat, das allmählich ins Groteske und Karikaturhafte versinkende volkstümliche Puppentheater wieder auf ein höheres Niveau zu heben und mit neuem, würdigeren Inhalt

zu füllen.

Ein erster entscheidender Anstoß dazu war das vor dem feingestigten Grafen von Poccii angeregte Puppentheater des „Papa Schmidt“ in München, das der genial-vielseitige Dichter, Musiker und Maler auch regelmäßig mit Stücken, seinen köstlichen Puppenkomödien, versorgte.

Während das kleine Theaterchen auch heute noch eine mehr volkstümliche (aber durchaus künstlerische) Linie hält und hauptsächlich für Kinder spielt, sind die Erneuerungsbestrebungen des Wiener Professors Richard Teschner, des Baden-Badener Meisters Ivo Puhon und des Münchener Brann mehr auf das Ästhetisch-Künstlerische gerichtet und für Erwachsene bestimmt.

Professor Richard Teschner äußert sich selbst programmatisch zu seinen Marionettenpantomimen:

„Zu dem Begriff Marionetten- oder Puppen-Theater gesellt sich beim Durchschnittseuropäer unverzüglich die heitere Vorstellung von Rasperliade und Wurstelprater. Es denkt an den verkleinerten Theaterersatz, der gerade gut genug ist, um Kinder, Lehrbuben und Dienstmädchen die Zeit zu vertreiben, und zu dem Erwachsene nur herabsteigen, wenn gar nichts Besseres vorhanden ist, oder wenn sie einmal, innerlich großhartig erhaben über diese kleine Welt, sich einen rechten Spratz machen wollen.“

Wie kommt es, daß bei uns die Figurenbühne so gering geachtet wird, während ein indischer Fürst etwa es nicht unter seiner Würde findet, einer Puppenkomödie beizuwöhnen, und der Javaner Stunden-, ja nächtelang bis zum grauenden Morgen die Schatten der Wajangfiguren auf der hellen Leinwand an sich vorbeiziehen läßt? Wohl vor allem, weil er mehr alte Kultur und weniger neue Zivilisation milbringt und weil er mit selbst-

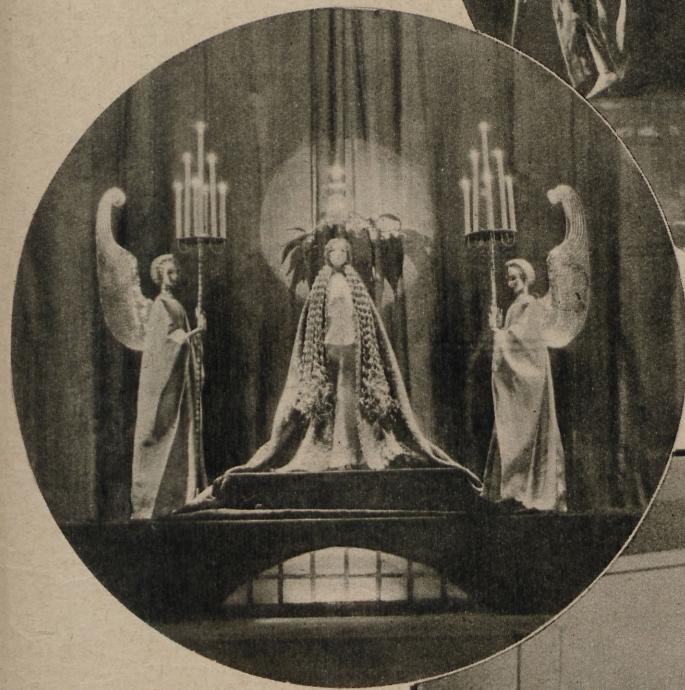


schöpferischer Phantasie die einfachen Vorgänge der Puppenbühne weiterzuspinnen und auszuschmücken vermag, weil er noch den Wunderglauben hat, der dem erwachsenen und gebildeten Europäer meist abhanden gekommen ist. Dieser glaubt schon alles getan zu haben, wenn er das Eintrittsgeld ins Operettentheater oder ins Kino erlegt hat — es fällt ihm nicht ein, zu seinem guten Geld auch noch eigene Phantasie zu liefern, sondern er läßt sich was „vormachen“, und wehe dem Theaterdirektor, wenn es nicht ganz „wie wirklich“ aussfällt. Mit den gleichen Augen sieht er auch die Marionettenbühnen an.

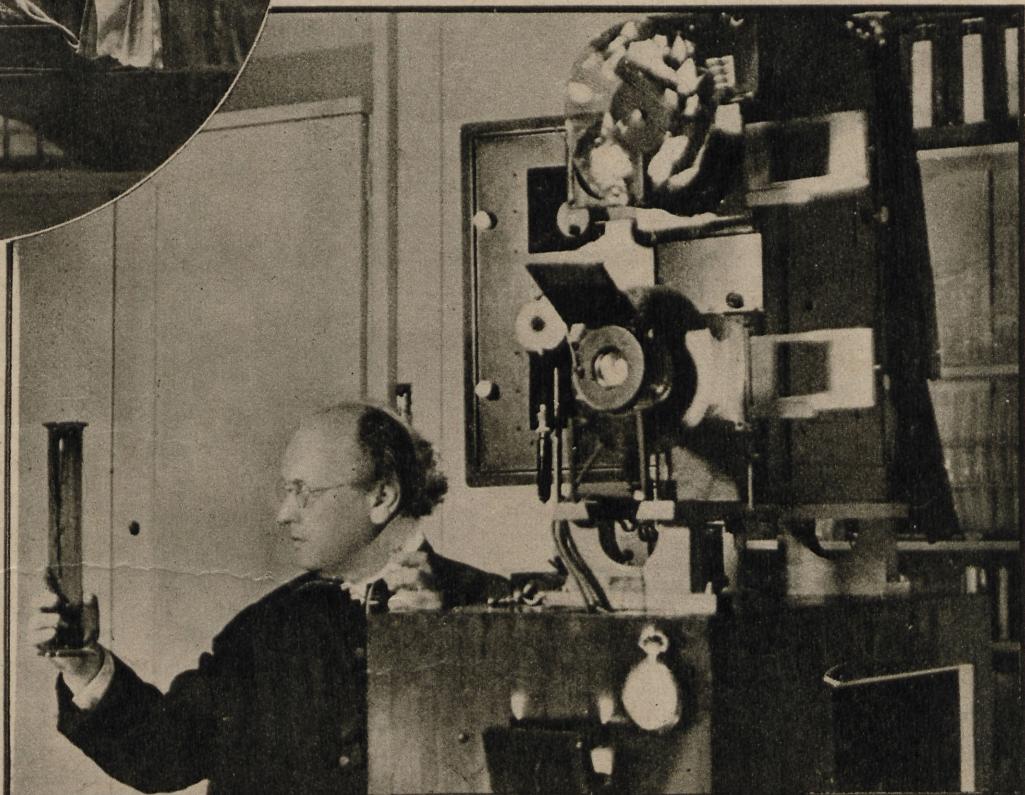
Daran sind die wenigen Marionettenbühnen, die es noch gibt, allerdings zum Teil selbst schuld. — Alle, auch jene, welche



Die projizierten Szenenbilder machen im Spiegel oft den Eindruck alter, nachgedunkelter Gemälde



Schlußbild eines Figurenspiels
Aufnahmen der Spielszenen von Stefski, die andern von L. Hegyi



Durch die Projektion flüssiger Farbe werden besondere Licht- und Farbwirkungen erzielt

sich Künstlerbühnen oder ähnlich nennen, begehen den Kardinalfehler, daß sie die große Bühne, das Theater mit lebenden Menschen nachahmen, also im allerbesten Falle ein verkleinertes Burgtheater hinstellen (da glaubte z. B. ein Marionettentheaterdirektor die letzte Vollendung erreicht zu haben, indem er sich vom Erfinder der Drehbühne selbst eine solche im verkleinerten Maßstab in sein Puppentheater einbauen ließ). — So muß also das Publikum, auch wenn es mit den besten Absichten kommt, den Eindruck von einem Diminutiv, von etwas Zwerghaftem (wie etwa bei den Puppenstuben der Kinder) bekommen,

und es wird ihm von vornherein schwer gemacht, das ganze ernst zu nehmen.

Dazu kommt noch dieses: In dem Bestreben, das große Theater nur recht genau zu kopieren, werden den ein paar Dezimeter großen Puppen richtige lebensgroße Menschenstimmen in den Mund gelegt, und eine aus zahlreichen Menschen bestehende Kapelle macht Musik dazu. — Unbewußt fühlt da der Zuschauer ein Mißverhältnis, — die kleinen Figuren und die lebensgroßen Menschenstimmen, — dazu die überlauten Musik — das geht im Format nicht zusammen — die armen Puppen



Die „Bühne“ der Puppenspiele: ein runder Spiegel, umrandet von den Tierkreiszeichen, auf dessen Fläche die Spiele durch Projektion erscheinen. Der Zuschauerraum ist dunkel, nur die Bühne leuchtet

mögen noch so gelenkig sein und sich noch so virtuos „abstrampeln“, sie haben Mühe, sich zu behaupten, und sind, wenn sie an sich noch so hübsch sind, letzten Endes eigentlich überflüssig bei dieser Art, Marionettentheater zu spielen.

Auf diesem Wege ist dem in Europa aussterbenden Figurentheater nicht aufzuholen. — Vielleicht ist es gar nicht schade darum? Wo wir so viele und schöne „wirkliche“ Theater und dazu das Kino haben!? — Warum mit hölzernen Figuren spielen? — Warum spielen z. B. die Chinesen mit lebensgroßen Marionetten, deren jede drei bis vier Menschen zum Bewegen braucht, — warum spielt dieses einige Hunderte zählende Personal nicht selbst Theater? — Wohl hauptsächlich aus Tradition, vielleicht aber auch aus dem Empfinden heraus, daß die Marionetten-

Bimini, das Glasmännchen, probiert das neue Tonfarbeninstrument und ist sehr glücklich. In seinem Rücken eine begeisterte, aber sehr unmusikalische Verehrerin

bühne ihre ganz besonderen und starken Stil- und Stimmungseigenheiten hat."

Bei dem Absaffen seiner Theaterstücke geht Professor Teschner ganz von der Geste, also vom rein Bildlichen aus: Erst werden die Gestalten in ihm lebendig und dann erst, durch sie hervorgerufen, die Handlung, also der gerade umgekehrte Weg, den der Bühnendichter sonst beschreitet. Eine ganze Reihe seiner Figuren lebte schon jahrelang auf Bildern hinter Glas und Rahmen, bis sie mit der dritten Dimension auf der Figurenbühne ein neues Scheinleben dazugewannen. Dieser Weg von der Bild- zur Bühnenfigur kostete aber noch viel Nachdenken und Mühe, zumal Prof. Teschner alles aus eigenen Mitteln und mit seinen eigenen Händen herstellen mußte.

Die Frage, die das Publikum erfahrungsgemäß am meisten interessiert und die auch immer wieder an Professor Teschner gerichtet wird: "Wie wird es gemacht?" lassen wir ihn im folgenden selbst beantworten:

"Man nehme eine Anregung von außen und einen jahrelang gehiegten Wunschtraum von innen, menge das Ganze fein (wie in den Kochbüchern zu lesen ist) und das Figurentheater ist da! Aber noch nicht ganz! Zwei Stäbchen zur Führung der Arme und eventuell eines für den Kopf der indischen, chinesischen und anderen Marionetten waren zu wenig für europäische Ansprüche; es mußte der Kopfmechanismus erfunden werden, die Sprache der Hände, der bewegliche Rumpf und alles andere. Eine vollkommene Neuschöpfung sind die Hintergründe; eine zweckmäßige Vorrichtung ermöglicht es den Puppenlenkern, jede Figur in Augenhöhe in jeder Bewegung zu sehen und zu beurteilen. Neu sind auch die projizierten und bewegten Prospekte, wie sie neuerdings auch auf großen Bühnen Eingang finden."

Die Anregung, den gesamten Bewegungsapparat seiner Marionetten nach unten zu verlegen, seine Figuren also an Stäbchen von unten her zu lenken, verdankt Professor Teschner den uralten javanischen Schattenspielen. Den allgemeinen Nährboden seiner künstlerischen Ideen und Phantasien gab aber das Prag der Vorkriegszeit ab, wo Teschner in engem Gedanken-austausch mit den Prager Dichtern Paul Leppin, Max Brod und Gustav Meyrink lebte.

Das Endziel der ganzen Entwicklung und seiner persönlichen Arbeit sieht Teschner im Gegensatz zu der bloßen Nachahmung



Die Figuren zu den Puppenspielen, von Prof. Teschner selbst entworfen und angefertigt, sind in großen Wandschränken untergebracht

des Menschentheaters im Herausarbeiten des nur der Marionettenbühne eigentümlichen Stils, der vor allem zu einer Bevorzugung des Mystischen, Märchenhaften und Grotesken hindringt. Dabei gedenkt er aber auch alle heiteren Möglichkeiten, die sich aus der Situation ergeben, auszuspielen.

Schiwachs

Eine Erzählung von

Franz Baumeister

Ein trüber Winternachmittag begann frühzeitig zu verdämmern. Nach langem Tauwetter lag das kleine Städtchen in den Vorbergen wieder im ersten Schnee, und das wunderbare Weiß ließ die Kinderherzen höher schlagen in der Vorfreude auf das kostliche Wintervergnügen.

Die Schuljugend hatte den Schluß des Nachmittagsunterrichts kaum erwarten können. Dann waren sie hinausgezogen, Buben und Mädel, mit Schlitten und Schiern auf die Hügel der Umgebung, um die Wonne des fröhlichen Gleitens jauchzend zu genießen. —

Fräulein Ebenreich stand im Laden der Konditorei und Wachszieherei und suchte für ihre kleine Nichte zum Geburtstag ein Lebkuchenherz aus. Als sie sich umwandte, um einige im Schaufenster ausgestellte Süßigkeiten zu betrachten, erblickte sie durch die Scheiben zwei ärmlich gekleidete Kinder, ein kleines Mädchen und einen etwa siebenjährigen Knaben. Sehnüchsig betrachtete die Kleine die großen braunen Herzen mit den kunstvollen Verzierungen aus buntem Zucker. Die Händchen hatte es unter die Schürze gesteckt. Blaugefrorene leuchteten Wangen und Näschen. Als die Ladeninhaberin eines der süßen Kunstwerke aus dem Fenster nahm und es dem Fräulein zeigte, folgten die verlangenden Augen des Kindes jeder ihrer Bewegungen.

Der Junge aber starrte verdrossen, beinahe feindselig in den Laden. Es schien dem Fräulein, als beschäftigten die kleinen Stirn unter der braunen, löscherigen Wollmütze finstere Gedanken, vielleicht die, daß er in seiner Armut so etwas Gutes doch nie be-

kommen könne. Fast schämte sich die Dame vor dem Kinde, weil sie meinte, seine Gedanken erraten zu können: "Die kann es sich leisten, so feine Lebkuchen zu kaufen, und wir Armen heraus müssen frieren und hungernd zuschauen."

Da überkam sie inniges Mitleid mit den beiden, die sie für Bruder und Schwester hielt. Schnell entschlossen kaufte sie zwei der größten und schönsten Herzen, öffnete die Ladentür und reichte eines dem Mädchen mit den Worten: "Hier, Kleine, sollst auch eine Freude haben!"

Das Kind wurde rot vor freudigem Erschrecken und konnte kaum ein "Bergelt's Gott!" stammeln. Dann lief es, seinen Schatz in die Schürze schlagend, und ohne den vermeintlichen Bruder zu beachten, eilig davon.

Jetzt wandte sich die Dame an den Jungen: "Möchtest du auch ein Lebkuchenherz?" Und wollte ihm das zweite reichen.

Der Knirps aber setzte seine trostlose Miene auf, legte wie abwehrend seine beiden rotgefrorenen Fäuste auf den Rücken und würdigte den Lebkuchen keines Blickes. Dann stieß er hervor: "Naa!"

Das Fräulein glaubte nicht recht zu hören und fragte nochmals: "Was, du magst ihn nicht?"

"Naa!" wiederholte der Kleine. "Ein Schiwachs hätt' i mög'n, aber i hab' bloß ein Zehnerl. Und um dös gibt mir die da drinnen keins!" Dabei drehte er verächtlich den Kopf zum Schaufenster und wies mit dem Kinn in den Laden.

Verblüfft hielt ihm Fräulein Ebenreich noch immer den Leb-

kuchen vor die Nase. Das war ihr fürs erste unbegreiflich. Ein armer Bub schlägt ein herrlich duftendes Lebkuchenherz aus, das tausend andere Kinder ohne Besinnen genommen hätten.

Dann aber unterdrückte sie den leisen Ärger über den kleinen Dickkopf, nahm ihn an der Hand und führte ihn in den Laden. Dort legte sie das fehlende Zehnpfennigstück zu jenem des Buben und verlangte das heißbegehrte Schiわchs.

Erst als er den braunen Würfel in der Hand hielt, hellte sich die düstere Miene des Jungen zu einem breiten Lachen auf. Glücklich schaute er die Spenderin an. Sie fragte ihn nun zum dritten Male, diesmal schelmisch lächelnd: „Nun, magst du jetzt den Lebkuchen noch immer nicht?“

„Jeza schol“ gab er etwas verlegen zur Antwort und nahm die Spende in Empfang. Dann aber hatte auch er plötzlich große Eile.

Man hörte ein flüchtiges „Dank schön!“ und „Pfütz Gott!“

und schon sauste er zur Tür hinaus, in einer Hand das Schiわchs, in der anderen das Lebkuchenherz.

Als Fräulein Ebenreich etwas später über den verschneiten Stadtplatz nach Hause ging, sah sie den Buben schon über einen kleinen Buckel neben dem Stadtbrunnen herunterrutschen. Fröhlich und stolz rief er ihr zu: „Da, schau her, wie's jeza sein geht!“

Dann klapperte er mit seinen alten Brettern wieder hinauf, um seine Kunst erst richtig vorzuführen.

Da erst verstand das Fräulein so recht, daß für einen schibegeisterteren Jungen ein Stück Schiわchs beim ersten Pappschnee viel begehrenswerter war als das größte Lebkuchenherz. Ebenso froh, wie der Kleine, setzte sie ihren Weg fort, glücklich in dem Gedanken: Für zehn Pfennig so viel gesunde Freude!

Sie hatte das Rätsel einer Kinderseele verstanden, das ihr entgegengetreten war.

Das Turmhaus

Eine Erzählung von Claus Back * Mit Zeichnungen von Walter von Dreesen

Die Haustür faucht langsam hinter Aki zu, der langgewohnte Schulweg nimmt die kleinen Schritte auf wie Schienen einen Straßenbahnwagen. Unbewußt fast und ohne zu wollen, biegt Aki um die Ecke, es geht alles so schön von selbst, wie bei einer Maschine. Der Ranzen drückt ins Kreuz, und der Rücken biegt sich aus und ein. Auf dem Pflaster schurren die Absätze nachlässig hin, die Beinchen knicken und schlanken.

Schön ist ein Morgen, wenn die Sonne mild und golden und schräg die Häuser anhaucht. Die Luft ist so dünn und leer, man möchte sie mit Lachen zum Klingeln bringen. Man müßte in den Ferien einmal so früh heraus, denkt Aki, und ziellos umherlaufen. Aber das Ausschlafen ist noch schöner.

Viele Menschen kommen entgegen, sie haben es alle eilig. Aber Aki wird ruhig vom Hasten rundum, denn es muß so sein. Einmal hat er verschlafen, und als er auf die Straße kam, waren die vielen Klapperschritte nicht mehr zu hören, die Leute waren alle schon fort. Stumm war die Straße, als hätte sie den Mund geschlossen. Unheimlich und gespenstisch war es gewesen, und Aki war gerannt, denn es hatte längst acht geschlagen. Darum hat Aki keine Angst, solange noch Wirbel und Strömen um ihn wogt.

Jetzt kommt der Fußweg mit den großen Steinplatten, die alle gleich groß sind. Aki versucht, genau auf die Fugen zu treten, aber seine Schritte sind länger, als die Steine breit sind. Hat er den Strich genau an der Fußspitze, so trifft er mit dem anderen Fuß die nächste Fuge unter der Schuhwölbung, den dritten Strich schlägt er breit mit dem Absatz. Der vierte Schritt endlich fällt in ein leeres Feld. Es ist wie ein Wettrennen mit den Strichen, Aki rückt immer weiter vor, er überholt sie und freut sich darüber. Sein Kopf hängt auf der Brust, er läuft schneller und schneller. Und manchmal macht er einen langen Satz, dann hat er gemogelt, und lacht, wenn die Spalte hilflos hinter ihm bleibt.

Dann überschreitet er den Fahr-damm und kommt an eine lange

Gartenmauer. Sie ist so hoch wie seine Schulter, und ein Lattenzaun steht darauf. Aki geht sehr schnell, so daß sein Körper auf und ab wippt vom heftigen Strecken der Knie. In plötzlicher Kurve rückt die Eisenbahn ganz nahe an den Zaun, dann saust sie an ihm entlang. Mit schiefem Blick schielst der Fahrgäst Aki zur Seite, wie die Latten und lichten Zwischenräume vorbeirrasen. Die Bahn fährt unglaublich nahe am Zaun. Wenn ein Schritt nur ein wenig schief geht, muß Aki die Hand am Mauerkalk schrammen. Recht nahe halten... noch näher! So, jetzt kommt die Geschwindigkeit erst so recht zum Bewußtsein! Latten und Zwischenräume, Lichter und Schatten flimmern und flackern, und ein Knattern fährt in die Ohren vom Luftwirbel, der im Gitter zerplatzt!

So wird der Schulweg zum aufregenden Erlebnis, Aki erreicht höchste Schrittgeschwindigkeit. Trab laufen darf er nicht weil nämlich sonst Körper und Ranzen zu heftig hüpfen. Die

Bewegung wäre dann kein Gleiten mehr, wie es sich für eine Eisenbahn geziemt.

Der Zaun hört auf, der Schwung des Maschinenwesens läuft ins freie Gelände aus, und Aki geht wieder langsam. Schon saugt die ferne Schultür von allen Seiten Kinder heran wie in einen Trichter. Aki trifft Ernst-Ludwig Ritter, den er sehr liebt und mit dem er auf derselben Bank sitzt. Sie geben sich die Hand und gehen still zusammen weiter. Ernst-Ludwig hat hübsche braune Haare und feste Hände, mit Adern. Und dann hat er auch im Daumennagel eine Querfurche, die Aki so gern betrachtet. Sie reden sich beide mit Vornamen an, das ist selten und kommt nur bei Freunden vor.

Vor dem Tor zum Schulhof treffen sie mit Tacke zusammen, den mögen sie beide nicht, denn er riecht immer noch Heringen oder Zwiebeln. Und sein Frühstücksbrot ist in unsormige Zeitungsbogen vergraben und trotzdem zerquetscht. Aki und Ernst-Ludwig drängen sich vor ihm durch das Hofstor, und über den Hof muß er rennen, um sie wieder





einzuholen. Er fühlt genau, was das heißen soll, und jeder Atemzug staut ohnmächtigen Groll in ihm auf. Im Hause tappeln sie den Fließgang hinter. Viele Schritte klappern vor ihnen und hinter ihnen.

Jeden Jungen, der in die Klasse tritt, überstrahlt ein kurzes, freudiges Lächeln. Denn ein glücklicher Augenblick ist es jeden Tag wieder von neuem, die altbekannten Gesichter zu sehen.

Es ist noch früh, und das krause Geschrei vor Beginn jeder Stunde ist noch nicht erwacht. Noch dämpft ein sanfter, nächtlicher Dämmer die Unruhe. Nur ein graues und müdes Summen schwebt über der dreifachen Flucht von Doppelsitzen. Als das zweite Klingeln ertönt, ist es nur noch ein Flüstern, und wie sich endlich die Tür öffnet, schweigt alles beklommen, denn sie haben Rechnen.

Niemand mag die Rechenstunde gern, besonders seitdem beim Teilen immer ein Rest übrigbleibt. Unbefriedigend sind die Aufgaben, und man weiß nie, ob man sie richtig gelöst hat.

Der Rechenlehrer sieht grau aus wie die Zahlenwelt, sein Gesicht hat häfliche Knitterfalten. Und seine Stimme klingt schwappend und ziellos wie das Gleichheitszeichen.

Nach kurzem Gebet wird das Rechenbuch aufgeschlagen, das mit dem widerlich rothauben Umschlag. Die Hefte mit dem blauen Kästchenmuster liegen daneben. Es geht los!

„Müller! Rechne die Aufgabe Nummer hundertvierzehn vor!“ „Neintausendsechshunderteinunddreißig geteilt durch vierundzwanzig ist . . .“

Stockend und langsam brütet Müller die Kolonnen aus, ein- und dreißig Hände schreiben mit und häufen zwischen Tintenfäß und Heft zu den tausend trockenen Tintenlecksen weitere hundert auf die braunen Tischchen.

Aki sitzt neben Ernst-Ludwig ganz hinten in der mittleren Bankreihe. Dort ist es gemütlich wie hinter einem Schutzwall. Der Lehrer sieht an seinem Pult und kann Aki nicht sehen, wenn Aki nicht will. Viele Rücken sind dazwischen wie eine Mauer, dahinter man ausruhen kann. Die Armen, die vorn sitzen müssen! Sie haben kein selbständiges Leben. Sie sind dem Lehrer erbarmungslos ausgeliefert, alles, was sie haben, gehört ihm. Alles, was sie tun, muß nach seinem Willen geschehen. Nur ein winzig kleiner Raum zwischen Tischkante und Bauch ist ihr eigenes Reich, und selbst das ist ihnen nur geliehen, denn der Lehrer kann von oben hineinsehen.

Aber hinten bei Aki hat der Lehrer keine Macht, da herrscht eine Art von heimlicher Dämmerung. Aki und Ernst-Ludwig gehören Tisch und Bank und alles, was tiefer liegt, auch. Beide teilen sich friedlich in ihr Herrschatsgebiet. Überschreitung der Mittelgrenze wird wohlwollend geduldet, denn sie sind Freunde und haben sich gern.

Aki schreibt die Zahlen mit, die Müller nennt. Aki schreibt ohne Denken, Aki träumt.

Wie schön und ruhig ist sein Platz, wie ist Aki zufrieden und ganz allein! Der kindlich erlebte Raum dehnt sich vor seinen Augen, die Klasse wird eine weite Welt. In großer Entfernung sitzen die anderen alle und schreiben.

Wände bauen sich um Akis Platz, er selbst sieht wie in einem Zimmer. Wie durch Fenster sieht er die Umgebung. Mauern steigen hoch, ein Haus entsteht um Aki. Unten, wo die Füße sind, da kommt man herein, in einen dunklen Flur. Nur wenig

Licht kommt hinein, weil der Schatten von anderen Klassebänken rund um die Fenster hängt. Eine enge Wendeltreppe steigt man herauf ins Wohnzimmer. Dort steht Akis Pult am Fenster, und er selber sitzt daran und rechnet, einsam und still.

„Richtig, Müller! . . . Schneider, die nächste Aufgabe!“

Zawohl, Aki hat das Fenster offenstehen und kann alles hören, was draußen gesprochen wird. Dunkelrot sind die Wände des Zimmers. Aber der Mensch braucht mehr als ein Wohnzimmer, er muß zum Beispiel auch eine Küche haben. Die kann gut da unter der Bank in die Ecke kommen! Wie wäre es mit einem Schlafzimmer? Ja . . . da müßte das Haus erweitert werden. Und weil die Fläche begrenzt ist, muß das Haus in die Höhe gebaut werden. In den zweiten Stock kommt das Schlafzimmer mit hellblauer Tapete. Dort ist es noch heller als im Wohnzimmer, denn freie Aussicht haben die Fenster nach allen Seiten, nicht einmal Köpfe nehmen das Licht weg. Ein schönes weiches Bett steht da. Aki legt sich darauf und probiert es aus. Wunderbar kann man darin schlafen! Dann sieht Aki aus dem Fenster. Er kann über die Köpfe hinwegschauen und sieht den Lehrer sitzen. Aber der Lehrer sieht Aki nicht an, denn der Schulrat hat verboten, in Akis Fenster hineinzublicken. Und auf dem Haus ist ein Dachgarten . . . aber so viele Treppen werden dann unbequem! Schnell wird ein Fahrstuhl eingebaut, mit einem Rad zum Steuern. Aki fährt auf und ab, das ist ein richtiges Turmhaus geworden. Oben auf dem Dachgarten weht ein frischer Wind. Plötzlich aber fängt es an zu regnen. Da läuft Aki flugs noch ein drittes Stockwerk aufzusteigen, dessen Wände aus Glas bestehen. So kann man die Aussicht nach allen Seiten genießen, auch bei schlechtem Wetter. Ein Fernrohr wird aufgestellt, damit man die Berge in der Ferne betrachten kann. Und darüber erst wird der Dachgarten aufgebaut. Jetzt scheint die Sonne wieder, es ist klare Luft, man hat eine gute Fernsicht.

Aki lehnt sich über das Geländer. Tief unten hocken all die blonden und braunen Haarschöpfe in der Klasse. Auch Ernst-Ludwig sitzt da unten, und sein Platz ist dunkel vom Schatten, den der Turm wirft. Ernst-Ludwig müßte es eigentlich besser haben als die anderen! Er bekommt von Aki einen kleinen Balkon geschenkt, damit er höher sitzen kann. Aber er darf natürlich längst nicht so hoch thronen wie Aki selbst.

Aki sieht den Lehrer sitzen. Ganz klein sieht er aus . . . wahrhaft winzig. Jetzt müßte er Aki anrufen! Lange würde er warten müssen, und der Lehrer könnte nichts dagegen tun! Und wenn er doch einmal böse werden sollte, würde Aki das Fenster schließen, die Gardine zuziehen und nach oben fahren. Herr Lehrer, hier oben bin ich! Sehen Sie mich nicht?

„Hajooh!“

Einunddreißig Köpfe fahren herum. Der Lehrer hebt sein Gesicht, seine Augen fassen Aki wie eine Fange. In wirbelnder Spirale segelt Aki von seinem Turm herunter, kreiselnd gleich dem geflügelten Samen des Ahorns.

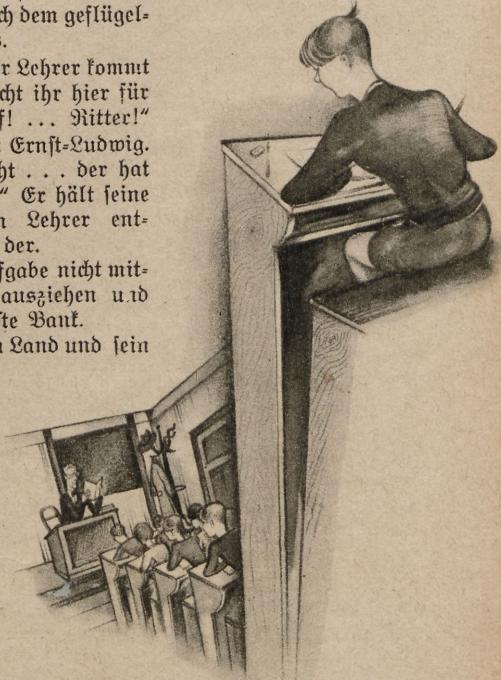
„Was ist da los!“ Der Lehrer kommt nach hinten. „Was macht ihr hier für Unsinn!? . . . Steh auf! . . . Ritter!“

„Ich weiß nicht“, sagt Ernst-Ludwig. „Ich habe nichts gemacht . . . der hat auf einmal gelacht . . .“ Er hält seine Augen treuherzig dem Lehrer entgegen, da glaubt ihm der.

Aber Aki hat die Aufgabe nicht mitgeschrieben. Er muß ausziehen und kommt vorn auf die erste Bank.

Enteignet ist Aki, sein Land und sein Turm sind verloren.

Groß und gewaltig sieht der Lehrer aus in der Nähe. Und Aki muß neben Larke sitzen; der sieht und macht die Ellbogen breit, daß Akis Platz ganz schmal wird. Aki ist unglücklich, aber zum Herbst bekommt er im Rechnen eine Zwei-be.



Die vom Gemsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Kurz nach der Wegfahrt von Remigis Wagen war auch die Untersuchungskommission wieder abgefahren. Der Talamann hatte noch ein paar Worte mit Zumbach gewechselt. Ihm lag das Unrecht, das dem geschehen war, auf der Seele. Er hatte schon ehedem beobachtet können, daß Zumbach Freunde hatte und noch in anderen Köpfen als dem Remigis die Begnadung der Gemsenbergpacht sich als eine Ungerechtigkeit spiegelte.

„Es wäre noch mancher froh, wenn er so anhängliche Leute hätte wie Euren Knecht“, hatte er zu Zumbach gesagt.

„Rechnet ihm das an!“ hatte dieser rasch gebeten. „Treue ist dünn gesät in der Welt!“

Rедактор Martens war hinzugetreten. Auch dem lag der Lauf der Dinge nicht. „Was hier oben vorgegangen, ist mehr Schicksal als Verbrechen“, hatte er gesagt.

Zumbachs Lippe hatte sich gekräuselt. „Dann habt Ihr selbst Schicksal gespielt!“ hatte er geantwortet.

Martens hatte die Achsel gezuckt. „Eure Begwähl hier oben ist nur ein Symptom in der großen Weltwende, die wir anstreben: der gerechten Verteilung der menschlichen Aussichten. Die Normalisierung des Kapitals geht ihren Gang.“

„Zum Weltuntergang!“ hatte Zumbach heftig erwidert. „Nur zu, ihr Ausgleichskünstler! Eine Welt ohne Besitzer ist wie ein Land ohne Berge. Wenn von denen kein Wasser fließt, bleibt unten die Wüste.“

Er hatte sich abgewandt. Was hatte er all den Leuten noch zu sagen? Was war eine Stimme im Lärm der Gegenwart? All das war ihm leid geworden. Es hatte ihm in diesem Augenblick das Alleinwünschbare geschienen, auf sich selbst zurückzufallen. Unwillkürlich hatte er nach der verlorenen Faulenalphütte hinübergeblickt und hätte dort sich sogleich verkriechen mögen.

Martens und der Talamann hatten Blicke gewechselt: Mit Zumbach war jetzt nicht gut Kirschen essen!

Bald danach waren sie weggefahren.

Zu Zumbach war, hinter der Stallecke hervorfliegend, das Amselfl gelitten. Ihr jähres Aufstauchen riss ihn aus seinen Gedanken. „Du noch immer!“ hatte er gerufen und wieder empfunden, daß sie, dieses fremde, kleine Fundstück, als letztes ihm geblieben war. Und sie überblühte abermals alles Schwere, das in ihm war.

Sie war aber noch ganz erfüllt von dem Ereignis der Abschöpfung Remigis. Die Angst stand ihr in den Augen. „Was werden sie mit ihm beginnen?“ fragte sie.

„Das weiß man noch nicht“, antwortete er trübsinnig und fügte, als er sah, wie ihr Tränen kamen, hinzu: „Wir werden sehen, was wir tun können.“

„Sind böse Leute in Mühringen, Zumbachvater?“ fragte Anselma.

„Richt böser als anderswo“, gab er zurück.

Dann ermannte er sich. Es galt, den Aufenthalt auf dem Gemsenberg nach Möglichkeit abzufürzen. Heran also an die Arbeit! Er kehrte zur Brandstätte zurück, wo Knechte aufräumten, sprach mit den Mägden, die im Stallgebäude packten, sah in den Ställen zum Rechten. Alle mahnte er zur Eile. Wie immer, sollten zwei Knechte noch die Winterwacht halten. Zu Neujahr würden sie ohnehin von denen des neuen Wirtes abgelöst werden. Für alle übrigen sollte in zwei bis drei Tagen Aufbruch sein.

Dieser Aufbruch geschah dann auch schon am zweitnächsten Tag. —

In Mühringen klapperten die Maulmühlen: Der Brand auf dem Gemsenberg, die Entdeckung des Brandstifters und jetzt die Heimkehr des ehemaligen Talrates Peter Zumbach! Hei, was es da zu schwatzen gab! Nachbar lief zu Nachbar: Hatte man gesehen, wieviel Habseligkeiten der reiche Zumbach noch heim-

geschafft, beachtet, wie niedergeschlagen und scheu er um sich geblickt? Wußte man, wann über den Brandstifter würde Gericht gehalten werden? Und hatte man schon gehört, daß eine Mithilfe des Zumbach nicht ausgeschlossen war?

Peter Zumbach, als er das Amselfl aus seinem Wagen hob, wurde von Crispin begrüßt: „Guten Tag, Vater! Das ist kein leichtes Heimkommen!“

Die Art, wie der Sohn das sagte, fiel Zumbach auf.

Da fuhr dieser auch schon fort: „Die Mutter ist schwerkrank. Ich weiß nicht, ob ich sie durchbringe.“

Dann waren sie mit dem Kind stumm ins Haus getreten.

Die Mühringer ratschten, vermuteten, schmückten aus: Der Verlust der Pacht sei der Frau so in die Glieder gefahren! Der Brand habe ihr den Vogel gegeben! Vielleicht auch die Mithilfschaft: Zumbach sei doch nicht frei von Verdacht. Hundert „Vielleicht“ türmten sich aufeinander. —

Im gemeinsam Schlafzimmer des Zumbachschen Chepaares lag Frau Rosa. Zwei nebeneinanderstehende Betten strebten in einen leeren Raum vor. Waschtisch, Tisch, Stühle — billige Fabrikware — machten die übrige Einrichtung aus.

Die Kranke hatte ein kleines, spitz gewordenes, totenähnliches Gesicht. Hart und gerade, wie ein Messerschnitt, zeichnete sich der Mund unter der scharf vorspringenden, mehlweissen Nase ab. Sie schlummerte viel. Wenn sie wach war, hustete sie, einen trockenen, kurzen, geschäftlichen Husten. Wenn Crispin oder andere Familienmitglieder ins Zimmer traten, gab sie auf Fragen nach ihrem Befinden mit ein, zwei Worten Bescheid: „Das wird wieder besser“, oder: „Das will seine Zeit haben.“

Die Mittel Crispins nahm sie auf die Sekunde pünktlich. Hilfe wies sie zurück mit der Bemerkung, die anderen hätten sonst genug zu tun. So machte sie ihre Krankheit, eine Lungenerzündung, ab, wie sie ihren Alltag gelebt hatte, der Schnur nach, mit einem eigentümlichen, eigenfinkigen Fleiß. Und das Fieber in ihrem Körper war eigenfinkig, wie sie, nahm nicht zu und nicht ab, obgleich Crispin sich verzweifelt mühte, es zu dämpfen. Nie hatte Frau Rosa in ihrem Leben das Gleichgewicht verloren. Kein Ereignis, weder der reiche Kristallfund noch Crispins Glück, weder die große Wende am Gemsenberg noch der Brand und seine Folgen hatten ihr innerlich viel zu schaffen gemacht. Jetzt riss auch der Kampf mit dem Tod sie nicht aus Gleichmaß und Gleichmut.

Liebe umwehte ihr Bett, aber sie schien anfangs einseitig. Crispin trug sie herein. Er wußte, wie schlecht es um die Mutter stand. In ihm regte sich vorab der Ehrgeiz des Arztes, der gegen die Krankheit nicht unterlegen wollte, das rein menschliche Mitleid mit der Leidenden, aber daneben drängte die starke, blutentzündende Liebe, fernste, unbewußte Ahnung, daß auch in diesem Hausbesen von einer Mutter das Muttergefühl nicht tot war.

Einmal, als er sie untersuchte, scherzte die Kranke: „Küsse mich nicht, du!“ Ein andermal: „Was wirst auch du wissen, Doktorsohn!“

Aus diesen kurzen, nur für ihn gemeinten Bemerkungen heraus vernahm er aber etwas Selbstsames: den ihm bisher verheilt gebliebenen Stolz darüber, daß sie einen tüchtigen Sohn besaß.

Aber auch Pauline stand als eine andere als sonst an diesem Bett. Sie trug der Mutter die kleinen Stärkungen zu, die der Bruder verordnet und sie in der Küche bereitet. Ihr Gesicht behielt dabei den gewohnten mürblichen Ausdruck. Und doch zitterte sie innerlich. Sie ahnte einen Verlust und fühlte auf einmal, daß auch sie, die Ausgestoßene, Arme, noch etwas zu verlieren hatte. Da wurde ihr harter Schritt leiser. In ihrer Stimme bebte etwas, wenn sie kleine, herbe Worte sprach wie: „Wehr dich,

Mutter! Wehr dich, Soldat!" Ihre Hand aber bebte, wenn sie der Leidenden Schweiß von der Stirn wischte.

Am fremdesten fühlte sich vielleicht Peter Zumbach in dieser Stube, deren zweites Bett er auf Anordnung Crispins gegen eine Gastlagerstatt in einer Nebenkammer getauscht hatte. Zwischen ihm, dem Planer und Streber, und seiner Haushälterin von Frau waren die Brücken lange eingestürzt. Sie war nie krank gewesen. Nun fiel diese Krankheit in eine Zeit, da Zumbachs Innerstes durch die sich überstürzenden Ereignisse am Gemsenberg aufgewühlt und von ihnen erfüllt war. So achtete er zuerst kaum auf das Neue, das sich hier vollzog, gab sich nicht Rechenschaft, wer hier lag und litt und wie ernst die Krankheit war. Er betrat anfänglich die Stube selten. Jeder Tag brachte ihm Pflichten. Der Prozeß des Remigi, die Unterbringung der Anselma in der Schule, mit der Übergabe des Gemsenbergbetriebes und mit der Versicherung des Pfahauses in Verbindung stehende Fragen nahmen ihn in Anspruch. Erst, als Crispin ihm sagte: „Die Mutter wird sterben!“ erwachte er. Erinnerungen an Tage der Freude suchten ihn heim. Und nun kam die Ahnung einer großen Änderung auch über ihn, und er begann, den nahenden Verlust der Frau als ein Weiterbröckeln seines Lebensbezuges zu empfinden. Es schien ihm, daß alles, was er besaß, in Bewegung sei, wie bei einem Erdschlips. Scholle um Scholle fiel zu Tal.

Häufig trat er jetzt ans Bett Frau Rosas: „Wie geht es heute, Kamerad?“

Ständig bei voller Besinnung, gab sie kurze Antworten: „Ah, wegen mir mache dir keine Gedanken! — Du hast jetzt andere Sorgen! — Das mache ich schon allein ab!“

Sie dachte nicht an Tod, und Zumbachs Anwesenheit, weil sie im Alltagsgang ungewöhnlich war, schien sie zu erregen.

Aber sie wurde müder, schwächer und stiller. Schläfrigkeit breitete sich über sie. Da, als ihr rasches, nüchternes Wesen von ihr abfiel, sah Zumbach sie auf einmal als Mädchen. Jene Zeit tauchte wieder auf, da er sie zur Frau und Mutter gemacht, und eine leise Ehrfurcht vor etwas Unbestimmtem, das aus jener Zeit ihr noch anhaftete, begann ihn zu erfüllen. Da wurde die Krankenstube zu einer Insel im Meer der sonstigen Lebenswidrigkeiten. —

November kam. Vor seiner Zeit fiel Winter ein. Hohem Schnee folgte grimmige Kälte. Die Fenster der Krankenstube überwuchsen Eisblumen. Eine Strafenlaterne warf nachts von außen ihren Schein hinein und ließ sie glitzern.

Eines Abends stand Pauline davor und schrieb mit einem Finger einen Namen hinein: „Remigi.“ Davon fiel leichter Schneestaub aufs Gesims. Paulines Gemüth war zerrissener als je. Sie wäre gern wieder aus der Stube gegangen; denn es litt sie nie lange am gleichen Ort; aber Crispin hatte sie und den Vater hereingerufen und gesagt, es gehe mit der Mutter zum letzten.

Am Fußende des Bettes lehnte Zumbach, den Blick auf die Sterbende gerichtet, die eine Einspritzung eben wieder etwas belebt hatte.

Das Sterben Frau Rosas war eine langsame und schmucklose Sache. Keinerlei Pathos war darin. Der röchelnde Atem wurde leiser; aber noch immer sprach sie Dinge vor sich hin, die heute ihren Geist besonders beschäftigten. Einmal flüsterte sie: „Ich will die Wäschekisten auspacken, die noch herumstehen!“ Und bald darauf: „Wir werden auf der Faulenalp eine Sommerwirtschaft einrichten!“ So gingen ihre Gedanken auch jetzt noch den Weg ihres Werktags.

Pauline dachte, es könne um die Mutter nicht so schlimm stehen, da sie sich noch immer mit dem Haushalt beschäftigte. Crispin hätte sie daher wohl später rufen können, und es habe keinen Zweck, hier zu stehen und zu warten.

Zumbach aber neigte sich vor; denn Frau Rosa tat soeben die tief eingefunkenen Augen wieder auf und ließ sie mit einem ziellos suchenden Blick durchs Zimmer gleiten.

„Sie geht so, wie sie gelebt hat!“ flüsterte Crispin, der am Bett saß, dem Vater zu.

Zumbach gab sich Mühe, sich der ganzen Tragweite dieser Worte bewußt zu werden. Wieder erinnerte er sich an die Vergangenheit, und es tat ihm leid um sie und um das Verblühen derjenigen, die damals jung gewesen. Es tat ihm leid, daß sie sterben mußte. Aber ein eigentlicher Schmerz wollte sich nicht einstellen. Es war ihm so, als laufe neben ihm eine Maschine aus und er warte mit leisem Interesse auf ihr Stillstehen.

Plötzlich blieb Frau Rosas Blick auf seinem Gesicht haften. Etwas Strenges trat hinein, und wie sie früher etwa gesagt hatte: „Ich gehe jetzt in die Waschküche!“ oder: „Ich hole Wein aus dem Keller!“, so sagte sie jetzt: „Ich werde jetzt schnell sterben!“; sagte es, als wäre es etwas, das sich zwischen zwei anderen Geschäften abwickeln ließe.

„Pauline!“ rief Crispin.

Die bittere Schwester trat ans Bett.

Crispin erhob den Zeigefinger. Und von dem Finger geleitet, der geräuschlos einen kleinen, abwärts führenden Halbkreis beschrieb, wohnten sie dem Erlöschen des Atems bei, das sich vor ihren Augen vollzog. So tat Frau Rosa auch ihr letztes Geschäft mit ihrer alten Raschheit und Sicherheit ab. Nicht eine Naturgewalt schien sie zu bezwingen, sondern es war, als blase sie selbst im Vorbeigehen ihr eigenes Lichtlein aus.

Noch standen die drei Zeugen am Bett, als die Tür aufging und Anselma eintrat, die einen kleinen roten Geranienstock in Händen trug. Sie war noch beim alten Simmen, dem Lehrer, gewesen, dessen Enkelin ihre Schulkameradin war, und der Schulmeister, Zumbach um mancher Beihilfe am kargen Gehalt verpflichtet, hatte ihr die Blume für die kalte Pflegemutter mitgegeben.

Das Aufgehen der Tür ließ die drei am Bett sich umsehen. Paulines Augen waren naß. Ihre Tränen waren mehr verdrossen als schmerzlich; denn der Tod der Mutter war ihr jetzt schon wieder mehr eine ihr persönliche angetane weitere Ungelegenheit als ein Schmerz. Als sie Anselma erkannte, wendete sich ihr halber Arger gegen sie, und sie winkte dem Kinde, wieder hinauszugehen.

Aber Crispin kam ihr zuvor. Seine Hand griff nach dem Blumenstock, und er hieß das Amseli herankommen: „Siehst du, die Mutter ist tot!“ sagte er mit seiner weichen, gütigen Stimme und stellte die Blume neben das Bett. Dann nahm er Frau Rosas Arme, bettete sie und faltete die Finger über ihrer Brust. Seine eigenen weißen, Frauenhaften Hände taten das mit einer stummen Zärtlichkeit, sie waren gleichsam erfüllt von Liebe; denn Herzblut rinnt ja in die leichten Fingerspitze. Dann küßte er die Mutter auf die Stirn, und dieser Kuß glich einem letzten zu ihr gesprochenen Wort: „Jetzt sei ganz froh! Die Arbeit ist getan!“

Peter Zumbach hatte das Fingerzeichen des Sohnes verfolgt. Und als Frau Rosas Atem ausgekehrt, hatte ihn die plötzliche Stille mehr denn alles zuvor ergriffen. Nun fühlte er auf einmal, als stehe die einzige, unendlich pünktliche, allezeit ihm dienstbar gewesene Uhr still. Ein Schluchzen wollte in ihm aufquellen. Aber da hatte nun, eine gleich einem Licht brennende Blume in den Händen, Anselma in der Tür gestanden. Etwas Fremdes, Unverträgliches war an ihrer Erscheinung. So war sie schon oft in die Gleichförmigkeit, Häflichkeit oder Schmerzlichkeit des Alltags hineingeblüht! Sie gewann Macht in seinem Sinn, so daß er sich von den nüchternen Tod hinter ihm ab- und ihr zuwandte.

Anselmas Augen begegneten den seinen. Sie empfand vor der toten Frau Rosa, deren spitzes, gelbes Gesicht aus den Kissen leuchtete, halb Furcht, halb Scheu. Aber es schien ihr, als liege auch über dem Zumbachvater eine ungewohnte Weglosigkeit. Darum trieb es sie auf ihn zu. Sie schmiegte sich an ihn, und während sein Arm sie hielt, standen sie am Totenbett, mehr von der Empfindung ihrer Zusammengehörigkeit besetzt, als noch von Gedanken an die Tote bewegt. —

In Mühringen schuf dann Frau Rosas Tod neuen Gesprächsstoff. Er blieb aber nicht das letzte. Hei, was es noch auszuknobeln gab! Da war die bittere Pauline. Der sah man nicht an, daß sie die Mutter verloren habe, räsonierten die Leute. Die regierte jetzt im Zumbachhaus, und ein scharfer Wind wehte vor ihr her. Dem war wohl so: Pauline arbeitete, murkte, handelte sich durch den Tag. Wichtiger wurde sie den Mühringern als Zeugin in dem anhreibenden Brandstiftungsprozeß. Man wußte sich zu erzählen, sie habe Dinge ausgesagt, die sie vielleicht selbst noch in Untersuchungshaft bringen könnten; habe rundheraus erklärt, sie hätte am liebsten selbst das Pfahaus angezündet. Sie gönne den Mühringern jeden Schaden. Man beschäftigte sich mehr und mehr mit ihr. War sie nicht mit dem Knecht Remigi sonderbar vertraut gewesen? Erinnerte man sich nicht, daß sie eine Zeitlang ein jämmerliches Aussehen gehabt? Und habe sie nicht Crispin, den Arzt, zum Bruder? Bei Crispin an-

gelangt, zischte die Nachrede in einer neuen Flamme auf: Der junge Arzt sei Mode geworden. Auswärts mehr als daheim! Das könne nicht mit rechten Dingen zugehen! In Mühringen saßen zwei neidische Kollegen Crispins. Die blieben wacker ins Feuer. Eines Tages hieß es, Crispin sei ein Zumbach. Merke man immer noch nicht, was für eine angefaulte Familie das sei? Der Vater —

Ja, der Vater! Peter Zumbach hatte schon drei Verhöre zu bestehen gehabt. Was er geantwortet, stand in den verschlossenen Protokollen. Aber die Mühringer wußten es auswendig oder behaupteten, es zu wissen. Er leugne jede Teilnahme an der Brandstiftung, sage, Gedankenfunden begehe ein jeder. Aber das Beiseitebringen von allerlei Gegenständen knapp vor Feuerausbruch könne er nicht in Abrede stellen.

Zuletzt sprangen die Gerüchte auf Remigi über. Er sitze als ein gänzlich Gebrochener im Gefängnis, verwünsche den Zumbach und seine Sippe, und wolle nicht allein büßen, was von andern ausgeheckt worden sei.

* * *

Der Rottart Remigius Klein mochte vielleicht, trotz seiner plumpen Breitschultrigkeit, seinem Wärter als ein geschlagener Mann erscheinen, als sein Prozeß zu Ende und er zu Zuchthaus verurteilt war. Er saß den langen Tag in seiner Einzelzelle, aus der er erst in einigen Wochen zu Arbeit und Freiluftpausen geführt werden sollte, die Ellbogen auf die Knie gestützt, den Kopf in die hohen Hände gelegt, auf hartem Stuhl. Ein hochgelegenes, vergittertes Fenster zeigte ihm den Frühlingshimmel. Schon früh brach Sonne durch die Luke auf ihn nieder. Aber er rückte von ihr weg in den Schatten. Was da draußen war, schien ihm so fern wie seine Jugend, an deren Freudlosigkeit — er war das Kind einer in der Fremde zu Fall und ins Elend geratenen Magd — er sich nicht erinnern mochte. Auch genügte ihm das, was ihm seine Zelle zu raten gab. Er wollte nicht auch noch von der Außenwelt wissen. Hier wurzelte sein Unglück. Hier kreisten seine Gedanken um die Ereignisse der letzten Wochen. Aber sie waren anders, als die Mühringer sie sich vorstellten, und anders war er selbst. Remigi verwünschte Peter Zumbach nicht, wie sie meinten. Dieser hatte ihn in der Zelle besucht. Und er hatte nicht, wie die Mühringer meinten, ihn als den betrachtet, der ihn ins Zuchthaus gebracht, sondern noch immer den in ihm gesehen, der ihn vor vielen Jahren davor bewahrt. Seine Miene und sein Herz hatten sich bei Zumbachs Eintritt aufgehellt. War nicht alles gut, was geschehen war? Das Haus am Gemsenberg war nicht mehr. Was dort wieder entstehen würde, war nicht mehr Zumbachs Heimat! So würde dieser die untergegangene weniger vermissen als die ihm weggestohlene! So hatte seine, Remigis, Tat ihren Zweck doch wohl erreicht? Er suchte in Zumbachs Miene nach einer Befürchtung dieser seiner Auffassung. Und Zumbachs Blick war voll einer inneren Bewegtheit. Remigi erinnerte sich der Gerichtsverhandlungen. Auch da hatte sein Verteidiger darauf hingewiesen, daß seine Tat nur aus blinder Treue erklärließ sei. All das hatte ihn seltsam beruhigt.

Nun sprach auch Zumbach: „Ich habe keinen Einfluß mehr in Mühringen. So habe ich dich auch nicht vor diesem Haus hier bewahren können. Aber ich bin gekommen, dir zu sagen, daß, solange ich noch einen Rappen selbst besitze, du dich nicht sorgen mußt um das, was nach diesen Straffjahren werden soll.“

Remigi hörte aufmerksam zu. Freilich: Das Nachher hatte ihm schon zu schaffen gemacht. Er hatte nie recht unter die Menschen gepaßt. Nachher würde er noch weniger wissen, was er mit ihnen anfangen sollte.

Da fuhr Zumbach schon fort: „Beinahe säße ich jetzt auch hier. Und daß Pauline sich nicht um die Freiheit geredet hat, ist ein noch größeres Wunder. Du hast zuletzt alles auf dich genommen. Wir sind bös in deiner Schuld.“ Damit legte Zumbach die Hand auf die Remigis und zog ihn neben sich auf die Pritsche, die an der Wand stand, als sei er seinesgleichen.

„Pauline“, hörte Remigi. Da würzte ihn eine Schuld, die noch nicht gebeichtet und gestrafft war, mehr als alles vorher. Aber ebenso rasch fiel ihm vor Mund und Herz wieder ein Riegel. Sollte er dem Zumbach, auf den das Schicksal einen Hammer nach dem andern herabsausen ließ, noch einen neuen Streich versetzen? Und Pauline! Auch über die und über sich selbst hatte er viel nachgedacht. Der Lebenshunger hatte sie zu ihm getrieben; ihn selbst hatte sie damit angestecht. Und wie

sie, gleich einer Überfättigten, wieder von ihm wegfallen war, so war auch über ihn langsam die Ernüchterung gekommen. Warum noch einmal alles aufrühren? Niemand zu Nutzen! Vielleicht allen zu Schaden! Er schwieg. Und erst nach langem Zögern fragte er Zumbach: „Was werdet Ihr machen? Werdet Ihr in Mühringen wohnen bleiben?“

Zumbach glaubte, Remigi frage ebenso nach seiner eigenen Zukunft wie nach der seines Meisters. „Mühringen?“ antwortete er gedankenvoll. „Mir ist, ich sei schon nicht mehr hier. Die Frau ist auch schon fortgezogen.“

„Ich habe gehört, daß sie gestorben ist“, bestätigte Remigi.

Aber Zumbach fuhr fort: „Was mit uns andern wird, muß sich weisen. Pauline meint: Auswandern. Andere Länder, andere Leute, die nichts von einem wissen sagt sie. — Vielleicht wäre es gut — auch für dich, Remigi. Ich aber —“, er stockte und sah ins Leere — dann schloß er: „Ich habe von Ländern und Leuten genug. — Die Faulenalp ist ein einsamer Posten.“

Ich werde zu ihm hinaufsteigen, dann! dachte Remigi.

Da fühlte er wieder Zumbachs Hand.

„Weißt noch, wie wir miteinander die Strahlen geholt haben?“ fragte er. „Die Berge haben mir mehr geschenkt als die Menschen. Ich werde da oben in der Faulenalp weiter nach Strahlen gehen oder auf die Jagd und — und nachdenken, wie es kommt, daß einem in der Welt der gute Wille nichts hilft. Aber eigentlich wäre es mir nicht recht, wenn ich nicht ein paar behielte wie dich und Crispin und das Amseli. Du bist nicht mehr der Knecht, Remigi. Du bist ein Bruder.“

Die Hand Zumbachs schloß sich fester um die des andern.

Remigi hielt ganz still. Es umwehte ihn gleich einem wohligen Winde. Und es war ihm, als habe der andere noch einmal, wie vor Jahren, die Schuld von ihm genommen. Wieder aber drängte sein Gewissen zur Beichte seines letzten Geheimnisses. Vielleicht würde er jetzt sich selbst verraten haben.

Da zog Zumbach ein Bündel Banknoten hervor und steckte es ihm zu.

Er war verwirrt. Er wollte fragen, was das sollte.

„Geld macht nichts gut“, erklärte Zumbach. „Aber zum Leben ist es nötig. Später wirst du es brauchen, magst du anfangen, was du willst. Nimm es und schau es nicht an! Denk, ich habe den Hut vor dir gezogen!“ Und schon stand er auf und ging.

Der Rote blieb ganz betäubt zurück. Nur das Gefühl, als umwehe ihn ein guter, wohriger Wind, blieb ihm.

Eine Woche später ging vor dem Zuchthausgebäude ein zweiter Gast unentschlossen auf und ab. Jeden Schritt mit einem unbewußten „Soll ich?“ belastet, war die Regine Aschbach von der Lauifluh nach Mühringen hinuntergestiegen. Im behäbigen Hause ihres Vaters, wo die Blumen im Sommer alle Fenster schmückten und im Winter in allen Stuben gepflegt wurden, wo zwischen Eltern und Tochter ein schmuckloser, beschaulicher Friede war, hatte Regine den Untergang des Pfarrhauses und alle nachherigen Ereignisse miterlebt. Die Gerüchte, die die Mühringer einander von Schwelle zu Schwelle zutragen, waren, gleich giftigen Gasen, auch zum Aschbachgut hinaufgerauscht. Aber die Aschbachs hatten nicht von ihnen gehandelt: Regine nicht, weil ihr das Herz zu voll war; die Eltern nicht, weil die Tochter noch immer allein den Weg gefunden hatte. Diese Tochter war ein klares Wasser. Sie wußten, daß sie ihr immer wieder auf den Grund sehen würden. Und Regines Blick blieb frei, obgleich viele Nächte lang ihren Augen der Schlaf fehlte. Sie glaubte nicht an eine wirkliche Schuld Remigis. Seine Tat schien ihr Schicksal. Sie sah ihn eingesperrt in ein Nest von Verhängnissen. Aber sie war eifersüchtig genug, daß sie in Pauline die Anstifterin alles Unheils erblickte. Sie hörte von ihr, daß sie nach dem Tod der Mutter die Wirtschaft im Hause von Vater und Bruder übernommen, daß sie aber noch galliger als früher sei und da und dort in ihrer scharfen und ein wenig wilden Art erklärt habe, sie werde je eher, desto lieber den Staub Mühringens von ihren Schuhen schütteln und über See fahren. Auf keinen Fall werde sie sich auf der Faulenalp, wohin der Vater im Sommer zu ziehen gedenke, begraben lassen. Wie aber stand sie zu Remigi? Würde er nach Ablauf seiner Strafzeit ihr über das Große Wasser folgen? Sie, Regine, glaubte nicht daran. Niemand hatte es ihr gesagt, aber sie ahnte, daß Remigis irre Freude an Pauline wie ein böser Föhn verfaust sei. Immer und immer wieder kam ihr dieser Glaube, und es wollte ihr scheinen, daß Remigi ihr mehr gehöre als der andern, daß



Aufnahme: Dr. Otto Croy

Die Mitternachtssonne glänzt über der Magdalenenbucht

sie ihn nur für eine rasche Weile an jene verloren. Einmal aber von der Hoffnung besessen, daß er wieder zu ihr zurückkehren werde, fand sie keine Ruhe. Sie, die sonst nie Neugierige, begann nachzuspüren und herumzufragen, um herauszubekommen, was für Besuche Remigi in seiner Haft bekomm, hörte, daß Zumbach und Crispin bei ihm gewesen, sonst aber niemand. Die Tatsache, daß Pauline ihm fernblieb, bestätigte ihr ihre Annahme, daß die beiden nicht mehr wie früher zueinander ständen. Da erinnerte sie sich daran, daß Remigi auf der Welt keine Verwandten besaß. Seine Einsamkeit begann sie zu bedrängen. Sollten nicht wenigstens die paar Leute, die ihn kannten, sich um ihn kümmern? Würde nicht das währende Vertrauen alter Freunde ihm wohl tun? Lange trug sie all diese Erwägungen mit sich herum. Eines Morgens aber erklärte sie Vater und Mutter, daß sie heute einen Besuch bei Remigi, dem einstigen Dienstkameraden, machen werde.

„Tue das!“ hatte die wackere und zu Scherzen stets aufgelegte Mutter zugestimmt. „So ein Weibergesicht ist in einem Speckkämmerlein so gut wie die Sonne.“

So hatte Regine den Weg ohne viel Zögern angetreten. Aber dann — lange, bevor sie das Zuchthaus erreichte — tauchten ihr Bedenken auf. Sie und Remigi waren seinerzeit auseinandergegangen, ohne sich auszusprechen. Zwischen ihnen lag diese Sache mit Pauline. Würde Remigi sich nicht wundern, was gerade sie bei ihm wollte? Lag nicht in ihrem Besuch eine Absonderlichkeit, vielleicht eine Zudringlichkeit? Mehr als einmal verhielt sie den Schritt, war im Begriff, umzukehren, und als sie vor die altersgriffige Tür des Zuchthauses kam, hatte sie nicht den Mut, einzutreten. Unentschlossen ging sie auf und ab. Ihr Blick ging schen an der schmutziggrauen Mauer hinauf bis zu den vergitterten Zellenfenstern. Wo mochte Remigi hausen? Was sollte sie sagen, damit man sie zu ihm ließe? Schwer und schwerer wurde ihr das Herz. Als sie aber bemerkte, daß Vorübergehende auf sie aufmerksam würden, fühlte

sie, daß sie hier nicht länger bleiben konnte. Noch einmal stand sie im Begriff, wegzulaufen. Dann trieb ein jäher Drang sie doch durch die Tür.

Im Flur fragte ein Polizist nach ihrem Anliegen und rief den Wärter herbei. Der geleitete sie über morsche Holztreppen ins zweite Stockwerk. Aber die eiserne Tür an Remigis Zelle war fester als diese Treppen. Als sie sich auftat, sah sie wieder zuerst das Fenster, diese nischenartige, hochgelegene, vergitterte Öffnung. Trüber, verblässender Himmel lag dahinter. Der anfänglich schöne Morgen verlor an Glanz. Eine müde Helligkeit lag in der Zelle, und in ihr erblickte sie Remigis rotes Haar. Es schien ihr wie angegraut. War er alt geworden? Hatte das Misgeschick ihm den Kopf so tief in die breiten Schultern hineingedrückt?

Er saß mit dem Rücken ihr zugewandt und schnitt an einem Holzstück.

Der Wärter schloß die Tür hinter ihr.

Da stand sie nun und wußte nicht, ob Remigius ihres Eintritts überhaupt geachtet hatte.

„Guten Tag, Remigi!“ grüßte sie endlich, da er sich gar nicht umwandte.

Er fuhr zusammen. Er hatte seinen Gedanken nachgehängt, gedacht, der Wärter sei gekommen und wieder gegangen. Nun hörte er, daß eine Frauenstimme sprach.

Pauline? Es durchfuhr ihn heiß. Was wollte sie? Wußte sie nicht, daß er einen Strich hinter das gemacht, was gewesen war, und nicht noch einmal von vorn beginnen wollte? Unlustig drehte er sich zuletzt um. Dann traute er seinen Augen nicht. Und dann zuckte sein Sommersprossengesicht vor ungläubiger Freude. Es ging ihm gut, flog es ihm durch den Sinn. Alle Leute waren recht zu ihm. Zumbach war dagewesen und Crispin, und nun kam gar noch die Regine!

(Fortsetzung folgt)

Obstgärten blühen im Wüstensand



Von Mihaly Meszaros

Wo früher der gefürchtete Sandsturm tobte, werden heute Hunderte von Zentnern Obst geerntet



Sahara — das Wort erweckt in uns Europäern die Vorstellung von Trockenheit, sengender Hitze, Sand und Sturm, mit einem Wort das Bild verzweifelter Unfruchtbarkeit. Vor fünfzehn Jahren noch wäre es unvorstellbar gewesen, daß man im Sand der Wüste Wein, Getreide und Tabak ernten könnte. Doch die einst lächerlich anmutende Idee ist heute verwirklicht: Der Boden, auf dem früher nur vereinzelte Palmengruppen ihr kümmerliches Dasein fristeten, ist für eine reiche Nutzvegetation urbar gemacht worden. Wo früher der Samum Sandhosen von ungeheurer Höhe aufwirbelte, sind in weniger als fünfzehn Jahren Akazienwäldchen, Bananenpflanzungen und Obstgärten entstanden, in denen Birnen und Apfel wachsen, die es an Größe, Geschmack und Duft mit den kalifornischen Obst aufnehmen. Die Libysche Wüste ist zur Proviantkammer Italiens geworden.

In den nächsten hundert Jahren sollte es eigentlich keine arbeitslosen Italiener geben, denn in der Sahara kann ein jeder Arbeit und Brot finden; die Erwerbsmöglichkeiten sind unerschöpflich. Allerdings nicht für Fremde. Der Staat läßt keine Ausländer herein, doch jeder Italiener bekommt oft völlig unentgeltlich Boden zur Bewirtschaftung und auf zehn bis zwanzig Jahre Kredit. Wer zu Hause unzufrieden ist, keinen Erwerb findet oder seinem regeren Geist einen größeren Spielraum sucht, als er in Europa zu finden ist, der besteigt ein Schiff und fährt nach Libyen. Der menschliche Geist kennt keine Schranken.

Unter dem Sande Libyens gibt es überall Wasser, das durch mehr oder minder tiefe Brunnen zu erreichen ist. Der Sand wird durch das sogenannte Bierdeckelsystem mit Hilfe von Ricinusstauden gebunden; unter ihrem Schutz kann jede andere Pflanze Fuß fassen und sich, wenn sie zu Wasser kommt, mit fast unheimlicher tropischer Geschwindigkeit entwickeln. Das Ertragnis ist größer als das des besten europäischen Humusbodens.

Doch um zu diesem Ergebnis zu gelangen, hat es zwölf Jahre schweren Kampfes bedurft, zwölf Jahre, die an Mühe, Arbeit und Enttäuschungen gleich reich waren.

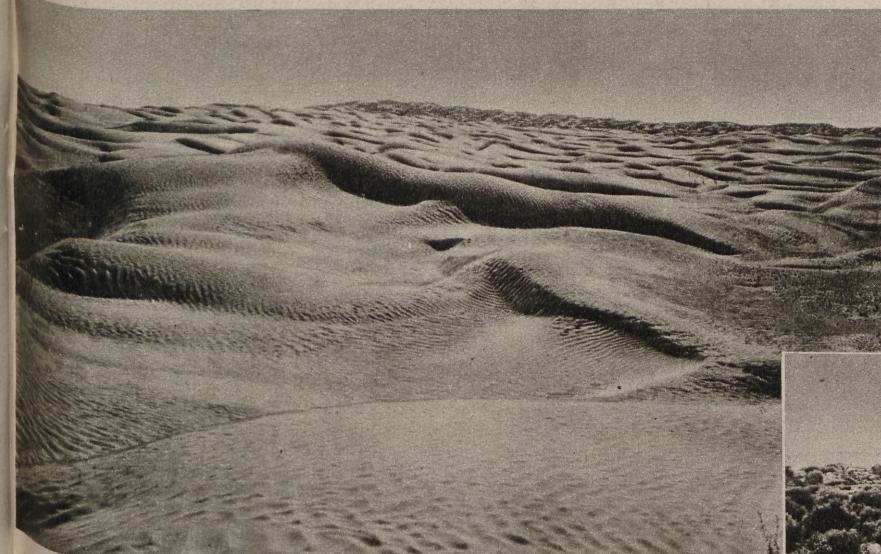
In Libyen gibt es zwei Arten von Sandwüsten. Die eine Art breitet sich in der Umgebung der Städte Zuara, Leptis Magna und Misurata aus und war früher Meeresboden; sie gehört zu der sogenannten unbeweglichen Art. Die kontinentale Wüste, die andere Art, ist die gefährlichere Sorte, denn sie wechselt ständig ihren Platz. Über die Salzwüsten hinaus wandert sie manchmal bis zum Meer und verweht nicht nur die nach Tripolis führenden Wege, sondern auch die schmalspurigen Gleise der Kolonialbahnen. In erster Reihe mußten diese unruhigen Wanderer gehindert werden.

Man versuchte es mit sogenannten Isolierzonen, die, mit hohen Sträuchern und Bäumen bepflanzt, dem Sand eine lebendige Mauer entgegenstemmen sollten. Die Arbeit wurde sofort in ungeheurem Maßstabe begonnen, doch schon nach dem ersten Jahr stellte es sich heraus, daß der Versuch vollkommen misglückt war. Der Flugsand, den der Wind wie ein geheiztes Wild ständig vor sich hertriebt, sammelte sich am Fuße der Staudenmauer an, bedeckte diese bereits innerhalb weniger Tage und wuchs zu großen Wanderdünen, die die einst ebene Wüste noch unwirtlicher und für menschlichen Verkehr ungeeigneter machten, als sie ursprünglich gewesen.

Man versuchte es nun mit einer neuen Methode. Anstatt lebende Mauern aus indischen Kakteen und Rohr zu ziehen, bepflanzte man die Wüste in großen Bierdeckelformen mit Steppengras und einer Pflanze, die *Typha augustata* heißt. Der Versuch wurde augenblicklich von Erfolg gekrönt. Der Sand blieb zwischen den Bierdeckeln stehen, das Steppengras wuchs kräftig an, die Triebkraft des Windes versagte. Die Wüste ergab sich endlich.

Die Ergebnisse sind von so durchschlagender Beweiskraft, daß das Verfahren sofort auch von den französischen Nachbarkolonien übernommen wurde. Heute arbeitet man bereits überall nach derselben glänzend bewährten Methode.

Sind die Bierdecke aus Steppengras und *Typha augustata* einmal angelegt, so heißt es, den Innenraum mit einem Pflanzen-



Wie ein wellenbewegtes Meer erstreckt sich die endlose, öde Wüste



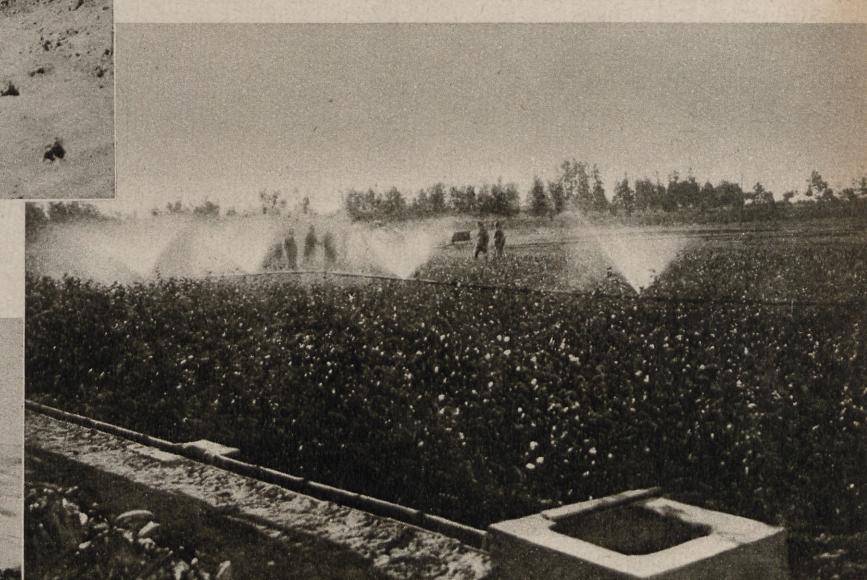
Langsam beginnen Neger und Araber mit dem systematischen Anbau der Vierdecke aus Steppengras



Deutlich unterscheidet sich die durch das Steppengras gebändigte Wüste von den unbebauten Flächen



Schon nach 3 Jahren wachsen Rizinussträucher dicht beieinander
Aufnahmen: Pucci



Nach 10 Jahren gedeiht und wächst hier bereits eine Baumschule

Um aber die guten Ergebnisse zu verstehen, die man auch mit europäischen Baumarten erzielt hat, muß man wissen, daß es unter dem Boden Libyens, also auch unter der Sahara, überall Wasser gibt. Reines Wasser ist allerdings oft nur in einer Tiefe von siebzig bis achtzig Metern zu finden, doch gräbt man zwanzig bis dreißig Zentimeter tief in den Sand hinein, so fühlt er sich bereits überall feucht an. Hat nun die Wurzel einer Pflanze in diesen wasserhaltigen Regionen einmal Fuß

gefaßt, so wird sie im selben Augenblick fast unabhängig von den Launen des Klimas, in erster Reihe also von dem nur höchst sporadisch auftretenden Regen. So ist es teilweise zu erklären, daß auch die europäischen Akazienarten bereits im ersten Jahre ihres Wachstums außerordentlich kräftig gedeihen, wobei man allerdings einigermaßen erstaunt war, zu sehen, daß der Baum ohne die geringste biologische Störung — sozusagen ohne mit der Wimper zu zucken — das tropische Klima zur Kenntnis nahm und sich auch in den Wintermonaten seines Blättergewandtes nicht entledigte. Ich habe Akazienalleen gesehen, deren Stämme in ihrem zehnten Lebensjahr bereits eine Höhe von zwanzig Metern und den bemerkenswerten Umfang von siebzig Zentimetern erreichten.

Doch diese Arbeit erfordert nicht nur Schweiß, sie kostet auch Blut. Ich habe Hunderte von Konzessionen durchwandert, aber nicht eine einzige gesehen, in der keine Soldatengräber gewesen wären. Sie beherbergten Männer, die für den Wohlstand und das Glück einer neuen Generation von Einwanderern ihr Leben hergegeben haben.

Obwohl unermesslich reich an Möglichkeiten, wird mit dem Besitz des Landes doch haushälterisch umgegangen. Der Einwanderer erhält Boden und Kredit nicht bedingungslos; ist seine Arbeit nicht zufriedenstellend, seine Produktion zu gering, der Ertrag seines Bodens ungenügend, so wird ihm dieser von der Kolonialverwaltung entzogen. Die Arbeit wird staatlich überwacht; wer der strengen, aber gerechten Kritik nicht standhält, darf den andern keinen Platz wegnehmen.

Es kommt aber nur in seltenen Fällen zu äußersten Maßnahmen, die Leute kommen voran, die Erde vergilt ihnen tausendfach Mühe und Schweiß der Arbeit. Der Boden wird nach den modernsten Grundsätzen bewirtschaftet; jede Konzession hat ihren eigenen Brunnen, aus dem das Wasser, oft schon mit motorischer Kraft, durch Windmühlen oder mit Hilfe von Zugtieren hochgezogen und in Betonkanälen weitergeleitet wird. Es gibt Weizen-Felder auf Sand, deren Ertrag mit dem des besten russischen Bodens wetteifert; der Tabak erreicht an Qualität den ägyptischen; die Obstgärten überschwemmen den Markt ohne Unterlaß mit Früchten seltsamer Güte. Es wurden mir Bäume gezeigt, die 700 bis 800 Gramm schwere Kaiserbirnen trugen. Die wilden Steppen, deren Verkaufswert früher sieben bis acht Lire für den Hektar betrug, werfen nun einen jährlichen Nutzen von ebensoviel-tausend Lire ab.

Auch die Hauptstadt Tripolis ist wie neugeboren. Vor zehn Jahren noch hat jeder Samum die Straßen, Häuser, Wohnungen mit Sand überschwemmt; heute umgibt die Stadt ein breiter Waldgürtel, der sie wie eine Mauer gegen den Ansturm der Wüste verteidigt. Handel und Gewerbe blühen, Arbeitslosigkeit ist ein unbekannter Begriff — allerdings nur für Italiener.



Primitiver Ziehbrunnen, der von Mensch und Tier gemeinsam betrieben wird

Pfropfchen

Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

8. Fortsetzung

Frau Hermine kämpfte mit sich Stunde um Stunde, und wenn sie Phichen lieb und reizend zu ihren Füßen spielen sah, stach es sie ins Herz: Das sollte sie wieder hergeben?

Was war auch aus Phichen in diesen Wochen geworden!

Blaf und durchsichtig von Haut, mit einem leisen blauen Schimmer um die Augen, war es aus jener unvergesslichen Tüte gestiegen, die Frau Hermine getreulich, wie ein Heiligtum, aufgehoben hatte. Seine Kleidung und Wäsche war dürfstig und ärmlich. Das Sonntagsmäntelchen, auf das es gar stolz schien, weil es aus Plüscher war, hüllte es abgeschaht und flektig ein und hatte viel zu lange Ärmel. Wie viele von den Geschwistern mochten es schon getragen und nicht pfleglich behandelt haben? Die Strümpfe bestanden nur aus Stopfen, die Wäsche nur aus dem Notdürftigsten und war dem Zerfallen nahe; die Schuhe waren krumm und rissig. Phichen mußte schon das letzte in der Kinderreihe sein; denn länger hielten es die Sachen nicht mehr aus.

Und jetzt? Jetzt war aus ihm ein schmückes Mädelchen geworden, das sich eitel im Spiegel blickte. Zähne putzen — das war ganz neu gewesen. Mußte man das denn auch? Nun besah es die Beißerchen jeden Morgen, ob sie auch hübsch blank seien. Sonntags trug es ein rotes Mäntelchen und eine ebensolche Mütze. Weißes Fell saß auf den Armelumschlägen und an dem Saum — ei, so weich, wie eine Miezekatzel! Und auf der Mütze thronte eine Quaste; die nickte lustig, wenn man den Kopf bewegte. Die schönen weißen Strümpfe waren auch so warm, und kleine Stiefelchen und ein, zwei, drei Kleidchen, die die gute Tante im Handumdrehen genäht hatte.

Was gab es auch immer Schönes zu essen! Eierkuchen und Mehlpamps, süßen Brei und immer Milch, sooft es nur wollte. Auch Schokolade, Kuchen, mal ein Bonbon — hm, das war lecker! Paul und Otto und die andern Buben daheim hatten das nicht, auch die Schwestern nicht. Je länger es damit währte, um so sicherer fühlte Phichen, daß es ihm doch recht wohl ergehe. Und wenn die Mutter am Ende nicht recht schelten werde, wo es so lange gesteckt hätte, blieb es gut und gern noch bei der Tante.

Runde Backen hatte Phichen bekommen, und zart rosig waren sie schon angehaucht. Die dünnen Spackenbeinchen besannen sich darauf, daß zu ihnen kleine Waden gehörten. Allmählich wurden runde, stramme Stempelchen daraus. Die schmalen Schultern, aus denen, wie frierend, die zarten Knochen hervorfuhrten, rundeten sich; der ganze kleine Körper wurde weicher in den Formen. Und wenn das Persönchen sich im Spiegel beschautte, wollte es sich nicht mehr daran erinnern, daß es noch vor einiger Zeit mit den Buben auf der Gasse gespielt hatte. Das tat es nun nicht mehr — o nein!

Die Erinnerung rückwärts schmolz sacht dahin. Zwar kamen ihm Vater und Mutter und die Geschwister alle nicht aus dem Gedächtnis. Es träumte oft lebhaft von ihnen. Aber der Tag, wie es ihn jetzt erlebte, brachte so viel des Neuen und Schönen, daß all dieses Zurückliegende davon überschwemmt wurde. Und allmählich blieb nur die leise Sorge übrig, Vater und Mutter könnten dem allem jäh ein Ende machen. Dann kam wohl gar eine große Strafe dafür, daß Phichen fortgelaufen war, so weit fort, daß es nirgends zu finden gewesen? Was konnte es denn dafür? Auf solche Art mischte sich die Erinnerung mit Bitternis und Furcht. Davor schloß das Kind lieber die Augen, als sich die frohe Gegenwart verkümmern zu lassen. Ein Heimweh konnte nicht mehr auftreten.

Frau Hermine war im Herzen des Kindes sicherer denn je, nun sein Besitz am härtesten bedroht schien. Aber sie fand keine Ruhe und keinen Schlaf mehr. Immer wieder zog es sie zu dem

Zeitungsbüllt hin, aus dessen bescheidenen Winkel eine Stimme rief voller Angst und Sorgen: "Phichen — Phichen!" Und Phichen antwortete nicht, weil sie es ihm verschwieg. Oh, sie marterte sich mit all dieser Pein! Sie malte sich aufs grausigste aus, welche entsetzlichen Bilder Phichens Eltern sich von seinem Ende vorstellen möchten: ein Verbrechen; einen Unfall; ein langes Darben, Hungern, Verkommen und Versickern dieses zarten Lebens. Und dann kam vielleicht eines Tages die Polizei und brachte eine zerfallene kleine Leiche, nicht mehr kenntlich, und Linges, diese armen Leute, begruben mit verzweiflungs-voller Trauer ein fremdes Kind. Konnte sie das wissend, ahnend geschehen lassen, ohne dazwischenzutreten und zu sagen: Ich bin es — ich habe euer Kind bei mir — ich habe gesündigt an euch — aber vergebt mir: Ich tat das Beste für euer Kind!"

Wie aber stand sie da, wenn die geifernde Nachbarin ihr zuvorkäme und sie anprangerte, da sie ihr im Herzen fast schon recht gegeben hatte? So sehr sie sich zu halten trachtete und empörish aus solcher Weichmütigkeit: Sie fühlte es wie eine klaffende Wunde in sich, aus der es rieselte und rieselte, unstillbar, wie eine innere Verblutung. Und wie es innen quoll und drängte, so schossen ihr die Tränen in Bächen aus den Augen. Es war nichts mehr zu halten an ihr; sie hätte sterben mögen — dafür, solch zartes Leben bei sich zu haben, es zu hegen und zu pflegen . . .

Phichen blieb dieser Kummer nicht verborgen. Es kam heran, schmiegte sich in ihre Rockfalten und schmeichelte um ein Wort. „War die seufzliche Tante häßlich zu dir? Ja?“

Frau Hermine nickte ein wenig.

„Die olle Bösel! Und will sie Phichen forthalben von dir, hm?“

„Ja — ja — ja!“ schrie die Frau los, riß das Kind an sich und drückte es, indem sie es mit Tränen und Küssem über-schüttete.

„Aber —!“ sagte das Kind. „Ich geh' doch nicht fort? Will nicht fortgehen! Nein — ich bleibe bei dir!“

„Ach, ja: Du bleibst bei mir!“ stieß Hermine, wie zu einer frampfhaften Erlösung, hervor. „Immer bei mir?“

„Immer, immer!“ tröstete Phichen. „Und Mutti wird schon nichts dagegen haben — nicht wahr?“

So saßen sie lange, aneinandergeschmiegt. Phichen blieb und rührte sich nicht, und es linderte sich in seiner Nähe der brennendste Schmerz zu der fast wohltuenden Taubheit, die uns innerwerden läßt: Ich hab's getragen . . .

* * *

Anderntags, als Phichen bei Fräulein Baldner in guter Hut war, machte sich Hermine Hannemann auf den Weg. In einem seltsam bescheidenen Aufzug trat sie ihre Fahrt an. Ihr war, als müsse sie einfach, fast ärmlich einhergehen, um das wagen zu dürfen, was sie unternahm. Sie hatte in einen ziemlich abgetragenen Lodenmantel sich gehüllt und einen alten Regenhut aufgesetzt. Büßerisch war ihr zu Sinn: Wie sie, mochten sich Pilger auf die Wallfahrt begeben haben.

Die große Stadt, deren unüberschaubarem Menschenhaufen Hermine zugetraut hatte, daß er zwei Kinder namens Phichen berge, die ihren Eltern entlaufen wären, beherbergte in ihrem Schoß auch einen Mann, der auf den Namen Pröpke hörte. Er war der einzige dieser Gattung, der im Einwohnerbuch aufzufinden war. Mit Vornamen hieß er Vladimir, und seines Zeichens war er Schuhmacher. Das also sollte Phichens Vater sein? Und Hermine bekam vor ihm schon wegen seines etwas wilden Vornamens leise Furcht.

Um ihm zunächst einmal auf gefällige Weise näherzukommen, hatte sie ein Paar alter Schuhe, längst außer Dienst, hervorgefischt. Die sollte Meister Pröpke unter den Schusterhammer nehmen, damit ihm wenigstens etwas zur Hand wäre, worauf er schlagen konnte. Neue Kundshaft würde er schließlich auch ein wenig freundlich behandeln. Für den Fall, daß es nun ein feiner Herr Schuhmacher sei, der solch elende Flickarbeit, wie sie ihm zubrachte, verachtete, hatte sie noch ein Paar besserer Schuhe mitgenommen, die ein wenig drückten. Vielleicht half er ihr von diesem — und jenem — drückenden Schuh auf Meisterart? Wer konnte es wissen? Beladen also mit ihren zwei Schuhpacken, machte sie sich auf.

Vladimir Pröpke wohnte nicht gerade sehr vornehm. Er hauste in einem Hintergebäude, halb im Keller, und mußte den ganzen Tag Licht brennen.

Sein slawischer Vorname gehörte zu ebensolchem Nachnamen.

Als Vladimir Iwanowitsch Proplow war er nach Deutschland gekommen, hatte hinter Stacheldraht die Kriegsjahre recht und schlecht durchgebracht und war zurückgeblieben, als er von draußen kein Lebenszeichen mehr erhielt in den Wirren der Nachkriegszeit. Seine Angehörigen schienen im großen Blutschlupf untergegangen zu sein, und ihn verlangte nicht, ihnen nachzugehen. Von seiner letzten Besitzhaft mietete er sich seine dunkle Werkstatt, die bis dahin nur für altes Gerümpel tauglich schien. Seine Genügsamkeit bestach den Hauswirt, ihn aufzunehmen. Er schlief auch in seiner nach Pech und altem Leder riechenden Höhle, zunächst auf dem Schustertisch ohne Bett, auf seinem alten Soldatenmantel. Späterhin, als ihm von allen Seiten Kunden zuströmten, weil er spottbillig war, kam ihm ein Sümmchen zusammen, das ihm erlaubte, seinem schlechrenden Heimweh eine Ruhestätte, einen Altar zu weihen. Er ließ sich einen russischen Ofen bauen und hatte Mühe, den zu beschaffen. Als das Ungetüm fertig war, richtete er auf ihm sein Schlafzimmer ein und fühlte sich, wenn er abends hinaufstieg, wie zu Hause.

Der Hauswirt hatte solchen Mieter nur zu gern, und um keine Unannehmlichkeiten mit der Behörde zu haben, schrieb er in die amtlichen Listen den Vladimir Iwanowitsch als „Pröpke“ ein. Das klang recht einheimisch, und kein Amtsschimmel wieherte danach, daß Vladimir nicht Preuß und nicht Määrker sei. Vladimir Iwanowitsch selbst konnte weder schreiben noch lesen. Er meinte, in dem Deutschen müsse er anders heißen, und nahm mit der Galfreundschaft im fremden Lande auch den Namen Pröpke an.

Vladimir ging schon stark auf die Bierzig. Er hatte sein Auskommen, und ein russisches Mädchen wäre mit ihm glücklich geworden. Auch eine Deutsche älteren Jahrganges hätte sich vielleicht seinen Antrag durch den Kopf gehen lassen. Aber die Gründung einer Familie scheiterte daran, daß er keinerlei inländische Papiere beschaffen konnte, und seine Heimatsbehörden behandelten ihn als Abtrünnigen, dem man keine Antwort gab. Ein ebenfalls zurückgebliebener Kamerad, der die Feder führen konnte, hatte für sie beide vergleichlich um Papiere geschrieben. So trieben sie als verlorene Flocken im fremden Staatswesen umher. Er war ein rechter Einsiedler geworden, mit einer wilden Sehnsucht im Herzen. Wenn er sich unbelauscht glaubte, sang er sie in seinen südrussischen Steppenliedern aus, und er konnte dann Bewegungen machen wie ein Kubankosak, der tanzen will.

Eben dieser Vladimir Iwanowitsch war das Ziel Hermine Hannemanns. Sie hatte sich in dem großen Mietshaus mit seinen zahlreichen Eingängen bis zu ihm durchgefragt und stand nun vor seiner Höhle. Heraus tönte sein schwermütig bebender Summgelang, getragen von wolllautender Stimme. Der brauste jählings auf in wilde Laute. Ein Stiefel flog von innen gegen die Tür. Es wurde still. Dann seufzte einer, halb gähnend. Das mußte wohl der Meister sein. Vielleicht galt der Stiefel einem Lehrling?

Sie pochte bescheiden an. Es knurrte: „Herein!“ Da stand sie vor ihrem Richter, der hoch auf dem Schustertisch thronte, den Draht im Mund, umgeben von Pechgeruch und altem Schuhzeug. Das war nun Phichens Vater?

Vladimir hatte gut Deutsch gelernt, aber der fremde Anklang blieb unverkennbar. „Sie wünschen, gnädige Frau?“

Frau Hermine holte zögernd ihr altes Paar Schuhe hervor. Zu einer „gnädigen Frau“ paßten die wenig. „Sie haben so schön gesungen, Meister“, versuchte sie ein Gespräch.

„Sof? Habben Sie hört?“ Er wurde verlegen und zwirbelte sich den blonden Bart.

„Sehr schön. O ja! Das klang wunderbar.“

„Was Sie saggen! Bin armer Schuster nur.“

„Aber Sie müssen doch ganz gut verdienen — bei solch großer Familie?“

„Famillje? Nein — nicht Famillje!“

„Wie? Haben Sie keine Kinder?“

„Kinder? Was?“ Er starrte sie an, erst nachdenklich, dann mit einem Grinsen. „Ah — halten Sie! Halten Sie!“ Er sprang vom Tisch und kam Frau Hermine peinlich nahe. „Haben Sie Kind — wie? Haben Sie Kind?“

Er fragte so eifrig, daß sie fast bedroht erschien. Sie errötete tief und schwankte zwischen Ja und Nein.

„Haben Sie nicht — Phi—ken? Ja: Phi—ken?“

„Um Gottes willen: Was ist damit?“ fuhr es Frau Hermine ängstlich heraus. „Woher kennen Sie Phichen?“

„Ah!“ rief er lang gezogen, und ein vergnügtes Grinsen zog

seinen Mund ins Breite. „Is seltsame Sach“ — das! Hahahaha! Ich soll Kind haben — ik, ik! Haha! Warr schon gneddige Frau da. Sollte auf Kind haben — ik! Hahahaha! Alle wollen von mir Kind haben — schon zwei gneddige Weiber! Hähähä!“

Nun mußte auch Hermine lachen, Josehra es sie auch noch erschreckte, daß Herr Pröpke Phichen kannte. „Was haben Sie denn mit Phichen, Meister?“

„Ik? Rig! Warrhaftig, heilige Mutter Anna: Rig! Wie sollt ik woll — mit so faine gneddige Weiber?“ Er grinste und sah dabei verlegen drein.

Frau Hermine wurde rot. Nun verstand sie erst, was er sich dachte von seiner Beziehung zu Phichen. „Wer hat Ihnen denn etwas von Phichen gesagt?“

„Weiß ik? Auf gneddige Frau! Is kommen, hat fraggt, ob ik Vatter zu das Kind binne — ik! Hähä! Weiß ik denn dat?“

„Nein“, sagte Hermine voll froher Gewissheit, „das können Sie freilich nicht wissen!“ Ihr fiel es zentnerschwer vom Herzen. Sie hätte Vladimir vor Dankbarkeit beide Hände drücken mögen. Aber die sahen sehr schwarz aus. Da er so treuerzig dreinsah, wartend, ob er noch mehr hören solle, ließ sie ihm auch das zweite Paar Schuhe da.

Er hockte dienstefrig am Boden und sah zu, wo es drücken könnte. „Würde gut machen, Meister!“ rief sie lachend.

Er fühlte sich angestrahlt von solcher Gnadenonne, daß er nun ergeben ihr den Mantelsaum küßte.

Einen seligeren Augenblick als diesen hatte Frau Hermine lange nicht erlebt. Sie lief fast übermütig, trotz ihrem grauen Haar, nach der Straßenbahn, um möglichst rasch Phichen aus dem Kinderhort zu holen, und in ihrem Herzen flackerte ein lustiges Feuerchen: Das war die Schadenfreude. Wie enttäuscht möchte die böse Nachbarin gewesen sein, als sie auf Vladimirs Weigerung gegen irgendwelche Vaterschaft stieß! Ach, wie war die wohl abgeblitzt in ihrem blinden Eifer, der keinen Zweifel daran hatte, nun endlich am rechten Ort zu stehen! Laut herauslachen hätte man mögen . . . Hermine war so überaus froh gestimmt, daß sie jedem Bettler auf der Straße gut und gerne gab. Sie fühlte sich ja so reich! Und Fräulein Baldner, die Hortnerin, sollte auch sogleich wissen, daß Phichen nicht Pröpke hieß. Nein, das tat es ganz und gar nicht!

Phichen hörte das Gespräch erstaunt mit an. „Doch, Tante!“ sagte es dazwischen. „Doch heißt ich Pröppken! Vater sagt immer Pröppken zu mir. Und Otto und Paul auch. Aber das mag ich gar nicht!“

„Ach, so?“ rief das Fräulein. „So also hängt das zusammen?“

Frau Hannemann mußte alles aufwenden, um nicht selbst in Erstaunen auszubrechen. Nein, sie tat ganz selbstverständlich. Das wußte sie lange schon und sagte darum: „Das ist ja auch etwas ganz andres!“ Damit brach sie rasch das Gespräch ab, damit sich nicht Weiteres verrate, und hatte es recht eilig, mit Phichen davonzukommen.

Zu Hause erfüllte sie singend die Wohnung mit ihrer guten Stimmung. Frau Schade hörte es voll Gifft und Galle mit an, pochte gar einmal gegen die Wand, um sich die Störung zu verbitten. Aber Frau Hermine sang nur noch lauter und vergnügter, so daß auch Phichen sich bemüßigt sah, mit einzustimmen. Am Ende tanzten sie Ringelreihen um Botan herum, daß dem ganz schwindlig wurde und er alle viere streckte, als wolle er „toten Hund“ spielen.

Also vergnügt traf Hannemann seine „Weiberchen“ an; so nannte er sie beide jetzt öfters. Er schien gar nicht so wohlgeputzt, wie es eigentlich dazu paßte. Zwar nahm er Phichen sogleich auf die Schultern und trabte durch sämtliche Räume. Aber er sah doch nachdenklich aus.

Bei der Suppe sagte er unvermittelt: „Denk dir nur, Hermine: Die armen Leute haben ihr Kind noch nicht wieder!“

Hermine ließ den Löffel fallen und sah ihn erstickt an. Angstlich warf sie einen Blick nach Phichen hinüber, das mit allerlei Kurzweil sein Süppchen in Unruhe setzte, daß es spritzte. „Mann —!“ rief sie warnend.

„Was für ein Kind denn?“ fragte Phichen schon.

„Ach“, tat Hannemann gleichgültig, wurde aber rot bis in den Bart hinein, „da ist solch kleines Kind wie du gewesen — sehr unartig! So unartig, daß Vater und Mutter es gar nicht erziehen konnten. Und weil es so sehr unartig war, ist die Polizei gekommen und hat es mitgenommen.“

„Uh!“ rief Phichen. „Wirklich? Da wird es aber schöne Angst haben — nicht?“

„Ja“, sagte Hannemann, „das wird es wohl! Warum ist es auch so unartig?“

Damit war für Phichen die Geschichte zu Ende. Es fragte später noch öfter, was wohl aus dem Kind bei der Polizei geworden sei. Das gab Hermine immer einen Stich ins Herz und stürzte sie in Not und Unruhe.

Hannemann aber selbst griff sein Gespräch wieder auf, als Phichen zu Bett gegangen war. Er erzählte, Fischer, der Stadtammann, habe ihn angerufen und ihm von dem Fall berichtet, den sie ja schon aus der Zeitung kannten. Die Eltern hätten sich an das Jugendamt gewandt, mit der Bitte, nach ihrem entlaufenen Kinde zu forschen. Das Kind sei an einem Sonntagmorgen im Zeitraum einer Viertelstunde auf unerklärliche Weise verschwunden. Kein Mensch aus der Nachbarschaft habe verdächtige Personen mit einem Kinde bemerkt; ein Unfall, der auf das Kind paßte, sei nicht gemeldet, eine Kindesleiche von ähnlicher Beschaffenheit nirgends gefunden worden. Trotz Benachrichtigung aller Polizeistellen seien die Nachforschungen erfolglos geblieben.

„Warum erzählt dir Fischer diese Sache?“ fragte Hermine mit unruhigem Blick.

„Weil ich ihn seinerzeit, als ich Phichen am Weg auslas, fragte, was man tun müsse mit solchem gefundenen Kind. Du weißt ja, was er geäußert hat; du kennst ja seit langen Wochen meine Bedenken.“

„Deine Bedenken? Ja!“ erwiderte sie, leicht aufbrausend. „Aber niemals wußtest du einen Rat! Nur immer Bedenken!“

„Leider ja“, erwiderte er ruhig. „Aber denke doch: Wenn Fischer mir diese Sache erzählt, mir den Namen nennt, und wir röhren uns nicht? Hermine — wir begehen ein namenloses Unrecht!“

„Ha!“ stieß Hermine heraus, als lache sie. Ihr war nicht nach Lachen. „Ich habe ja alles getan, was ich konnte. Heute war ich bei Pröpfe, um nach Phichens Eltern zu suchen . . .“

„Wer ist denn das: Pröpfe?“

„Du weißt doch, daß Phichen diesen Namen nannte!“

„Pröppken hat sie doch gesagt — das ist was anderes! Diesen Namen habe ich im Einwohnerbuch nicht gefunden. Sonst wär' ich schon dort gewesen, kennst du mir glauben!“

„So? So also? Das wolltest du tun? Nun kennst du ja auch zu Linge laufen und mich verraten — du, du! Wenn du aber heimkommst, findest du mich nicht mehr. Das sag' ich dir!“ Hermine bebte am ganzen Leibe.

Hannemann stützte den Kopf schwer auf die Hände. „Was sollen wir nur tun? Hermine! Es wird noch unser Unglück!“

Die Frau wußte nichts zu antworten. Sie schluckte einen Schluckanfall hinunter und preßte die Hände ineinander. Sinnlosigkeiten rasten ihr durch den Kopf, und dazwischen glückste trübe das Wort „Kindesleiche — Kindesleiche“. Es durchschauerte sie: Es klang, als wenn ein Körper ins Wasser falle — schwer, wie ein Stein; Gewichte hingen daran, und er sank und sank. Und alle suchten, die Eltern, fremde Menschen — alle suchten an den Ufern dieses trüben Teiches. Und sie selbst, Hermine, saß auf dem Grunde, eine Nixe, und umklammerte tüchtlich das Kind, aus dessen Mund noch, wie ein vergessener Traum, Blasen emporstiegen — lautlos, gläsig, zitternd; bisweilen blieb eine an einer Schlingpflanze hängen, wie ein Auge ohne Blick, starr und leer, und glotzte.

Oh, es war zum Wahnsinnigwerden! Sie konnte den Mann nicht mehr ansehen, der ihr wartend gegenübersaß, mit gütiger Geduld. Sie hätte ihn im Augenblick verlassen können, wenn sie sich irgendwo sicher wüßte mit dem Kinde. Sollte er doch hingehen und sich rein waschen! Sie wollte alles auf sich nehmen — nur das Kleine nicht hergeben!

Aber sie war ja so hilflos, und ohne ihn war sie doch nichts. Und wenn sie eben noch nahe am Haß war, so glitt sie nun schon vom Stuhl zu seinen Füßen hin, umklammerte seine Knie und weinte auf: „Theodor, verrat mich nicht!“

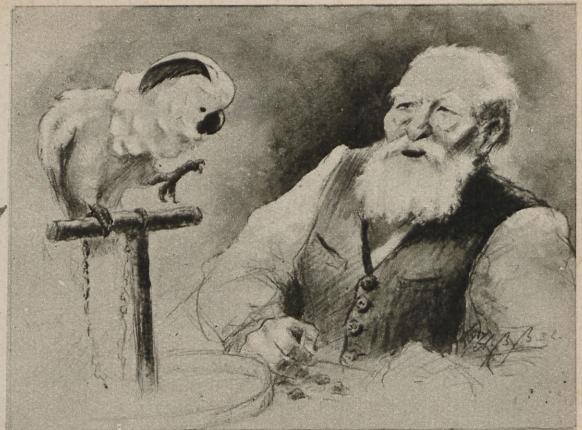
Er erschrak über solchen Ausbruch wilder Verzweiflung, zog sie empor und streichelte behutsam ihr Haar. Er küßte sie auf die nasse Wange.

„Habe Geduld mit mir!“ bat ihn die Frau. „Habe Geduld!“ Er nickte und bedeckte ihre bittenden Hände mit den seinen.

(Fortsetzung folgt)

Der treue Kakadū

Erzählung von Charlotte Niese
Mit Zeichnungen von H. Becker-Berke



Jochen Klint war sehr verstimmt, als er durch die Straßen seiner kleinen Heimatstadt ging. Er hatte auch Grund dazu: War als frischer Bursch auf die See gegangen und kam jetzt mit einem schief angeheilten Bein wieder. Hatte allerdings eine kleine Rente und ein paar hundert Mark Ersparthes, aber dafür war er jetzt bald vierzig und wußte nicht recht, was er mit sich beginnen sollte. Wie er an den kleinen Häusern der Nebenstraße vorüberging, dachte er an seinen alten Onkel, der oft gut gegen ihn gewesen war. Jochen sah sich unwillkürlich nach dem alten Haus um. Da stand es noch, und aus dem blinden Fenster sah ein sehr alter Mann. War das Onkel Dierks, der immer so lustig gewesen war? Auch kannte ihn der Alte zuerst nicht, weinte ein wenig, und dann freute er sich so, daß der Seemann etwas wie Verwandtenliebe empfand. Es stellte sich heraus, daß Onkel Dierks auf dem Wege ins Armenhaus war, weil er nichts mehr zu leben hatte. Sein elendes Haus sollte verkauft werden, alle Ersparnisse waren aufgezehrt.

Jochen Klint hatte als Schiffszimmermann sein gutes Auskommen gehabt. Nun hatte er ein schiefes Bein und dachte einmal daran, sich aufzuhängen. Dann aber war so etwas wie Sehnsucht nach der Heimat über ihn gekommen. Wie der alte Onkel mit zitternden Gliedern vor ihm saß, da überkam Jochen ein gewisses angenehmes Gefühl; er sagte dem Alten, er sollte nicht verrückt sein. Mit dem Armenhaus hätte das noch Zeit. Ihm fiel ein, daß er etwas Geld hatte. War er nicht Zimmermann, und konnte er, trotz seines schiefen Beines, nicht arbeiten?

Dies war im Vorfrühling gewesen, jetzt waren die Bäume grün. Der alte Dierks saß im Garten und paßte auf, daß die Hühner nicht an die jungen Kohlpflanzen gingen. Dierks war nicht mehr so weinerlich, hatte satt zu essen und tat dies und jenes im Hause. Er wunderte sich nicht mehr, daß seine alte Baracke wieder so vernünftig aussah, daß das Dach einige neue Ziegel und die Mauer einen frischen Anstrich erhalten hatte; an das Gute gewöhnt man sich bekanntlich leicht.

Um die Leute in der Stadt bekümmerte Jochen sich wenig. Daß einmal der große Frühlingsmarkt mit allerlei Händlern und Darstellern war, beachtete er kaum; aber er wunderte sich, als eines Morgens seine Hühner in ihrem Gehege ein großes Ge-

schrei machten und der alte Dierks nach Hilfe rief. Zugleich erklang ein gellendes Geschrei, und als Jochen dazukam, sah er einen großen weißen Vogel zwischen den Hühnern sitzen und sich an ihr Futter heranmachen. Der alte Dierks zitterte vor Entsetzen; aber Jochen war ruhig, trotz seines Erstaunens. Er hatte in seinem Leben manche Kakadus gesehen. Nun betrachtete er den großen weißen Vogel, der allerdings schmugelig und verkommen aussah. Jochen wußte mit fremden Vögeln umzugehen; es dauerte nicht allzu lange, da saß der Kakadu in einem Korb unter einem großen Tuch und nach zwei Tagen in einem eilig zusammengezimmerten Käfig. Der Kakadu hatte auf spanisch und englisch die entsetzlichsten Flüche ausgestoßen, die aber nur Jochen verstand, der sie mit leisem Lächeln anhörte. Zwischen-durch sprach Koko auch einige deutsche Worte, die den alten Dierks zuerst mit abergläubischem Entsetzen erfüllten. Kokos Federbüschel auf dem Kopf war grün und rot, eigentlich war er sehr schön. Nachdem sich Dierks an ihm gewöhnt hatte, konnte er lange vor dem Käfig sitzen und dieses Wundertier anstaunen. Der Alte war nicht so dumm, wie Jochen ihn zuerst gehalten hatte. Er war hungrig gewesen und arm, niemand hatte sich um ihn bekümmert; jetzt wachte er immer mehr auf, und der fremde Vogel tat sein Teil dazu. Jochen erfuhr, daß ein Mann auf dem Jahrmarkt gewesen war, der unter andern Tieren auch diesen weißen Vogel gezeigt hatte. Koko berichtete nichts von seinen Erlebnissen. Jochen machte ihm eine Stange, auf der er am Tage im Zimmer sitzen konnte, befestigte eine lange Kette an seinem Fuß, daß er herumklettern konnte, was er gern tat, und Dierks erbettelte sich vom Krämer hin und wieder einige Feigen, die Koko mit Inbrunst und allerlei Roseworten verzehrte.

„Guter Jungel!“ sagte er. „Bist mein süßer Jungel!“

Und der alte Dierks, der nicht mehr wußte, ob er jemals in seinem Leben ein süßer Junge genannt worden war, bettelte seinem Neffen ein paar Groschen ab, um seinem Koko Nüsse und Rosinen zu kaufen.

Jochen nahm an, daß zum nächsten Frühjahrsmarkt der Besitzer wiederkommen und sein Eigentum verlangen würde. Bis dahin freute er sich über seinen alten Oheim und ließ ihn mit dem Vogel gewähren.

Es wurde Sommer, und Tedje Dammel kam aus dem Zuchthaus. Er hatte eine Reihe von Jahren darin zugebracht; besser und fröhlicher war er nicht geworden. Er war ein finsterer kleiner Mann mit unruhigen Augen und einem zornigen Gesichtsausdruck. Wie er jetzt an den Häusern der Kleinstadt vorbeiging, in den Fenstern Blumen sah und helle Vorhänge, sagte er sich, daß die Menschen hier es allein gut hätten und er allein schlecht. Er bettelte in ein paar Häusern, hier und dort wurde die Tür vor ihm zugeschlagen, andere gaben ihm zögernd einige Pfennige. Als er zu einem Herbergswirt kam, den er von früher kannte, war auch dieser nicht entgegenkommend. Nachtquartier? Im Keller mochte Tedje ein paar Nächte bleiben, aber nicht lange. Am besten wäre es, er ginge ins Armenhaus, dort müßte man ihn unterbringen, bis er Arbeit gefunden hätte. Das Wort „Arbeit“ gefiel Tedje wenig. Im Zuchthaus hatte er genug arbeiten müssen, jetzt wollte er seine Ruhe haben, und im Armenhaus roch es nach Seife und Karbol, und freundlich würde man dort auch nicht gegen ihn sein. Wie Tedje nach einer Nacht im Keller wieder an einigen Häusern vorbeiging und sich ärgerte, daß alle Leute reich waren, nur er nicht, kam er auch an das Haus, das jetzt Jochen gehörte. Es war sauber; man hörte Hühnergecker, und im Fenster saß ein Alter, der aus einem Papier Nüsse holte und Rosinen. Das mußte ein Reicher sein!



Tedje kam durch einen Seitengang an die hintere Seite des Hauses, blickte in einen Garten, in einen kleinen Hühnerhof, und sah einen Mann, der ganz hinten grub. Nun schlüpfte er leise ins Haus und stand dann vor Dierks, der gerade einige Rüsse ausschlug. Tedje war immer schnell von Entschluss,

„raus mit dem Geld!“ sagte er, „sonst schlag ich dich tot!“

Er zog eine dicke Eisenstange aus der Tasche, die er irgendwo aufgelesen hatte.

Dierks war so erstaunt, daß er nur den Mund aufriß. „Geld?“ wollte er fragen, aber schon wurde er heftig geschüttelt, und Tedje, der es eilig hatte, drohte ihm mit schrecklichen Worten. Dem armen Dierks traten die Augen aus dem Kopf; was er beginnen sollte, wußte er nicht, aber da saß Koko plötzlich auf Tedjes Kopf, kralte sich fest an seine spärlichen Haare, hakte auf ihn los und stieß dabei einige Flüchte aus, die Dierks nicht verstand, die aber damit endigten, daß er wiederholte „Komm, mein süßer Jungel“ sagte. Tedje schlug verzweifelt um sich, aber der große Vogel wurde durch den Widerstand noch wütender. Er hakte auf Tedjes Kopf und Hände ein, daß diesem Hören und Sehen verging und er in ein jämmerliches Hilfegeschrei ausbrach. Einmal konnte Tedje den Kakadu mit seiner Stange schlagen und ihn dadurch nur noch wütender machen. Als Dierks seinen Neffen geholt hatte, lag ein an Händen und am Kopf blutender Mensch auf dem Fußboden. Koko hakte noch immer nach ihm. Jochen hatte genug zu tun, den zerkratzten und zerbissenen Mann zu verbinden und ihm die erste Hilfe zu bringen.

„Was wollte der Kerl hier?“ fragte Jochen, worauf der alte Dierks trockenes Schreckens lachen mußte.

„Geld wollte er!“ lichterte er. Denn daß er, der arme Dierks, Geld haben sollte, kam ihm ungewöhnlich komisch vor.

Nun kam Tedje doch ins Armenhaus. Er hatte einige böse Verlebungen durch den scharfen Schnabel des Kakadus davongetragen, und der Arzt mußte lange an ihm verbinden und nähen. Und weil besagter Doktor aus den verworrenen Erzählungen des Patienten nicht klug werden konnte, ging er zu Jochen, der Tedje eingeliefert hatte. Gleichzeitig mit dem Arzt erschien auch der Polizist; denn die Geschichte mit dem Kakadu hatte sich herumgesprochen, und die Obrigkeit wollte doch sehen, was eigentlich losgewesen war. Nun standen beide Männer vor dem Käfig, betrachteten den weißen, schönen Vogel, der sie mit seinen schwarzen Augen ansah, seinen Schopf aufrichtete, einige unverständliche Worte hervorbrachte, um dann: „Mein süßer Jungel“ zu sagen.

Dierks wußte nicht viel zu berichten. Da war ein Mann gekommen, der wollte Geld von ihm haben und drohte mit Totschlagen. Da war der Kakadu böse geworden. Aber schließlich, Tedjes Ruf war nicht gerade sein, und wenn er einen Einbruch vorhatte, dann mußte er die Folgen tragen. Aber weil der Vogel doch gefährlich schien, so schlug der Arzt vor, ihn zu vergiften; er würde ihn dann ausstopfen lassen, weil er so sehr hübsch war. Der Polizist aber sagte, er müßte erst den Bürgermeister fragen. Der alte Dierks weinte bitterlich.

„Koko, ich hab' nie Spaß vom Leben gehabt; nun bist du da, und dich nehmen sie weg!“

Der Polizist ging zum Bürgermeister und berichtete ihm. Jochen ging aber auch zum Bürgermeister und meldete, daß ihm der Vogel gar nicht gehört und daß er ihn beim nächsten Frühlingsmarkt seinem rechtmäßigen Eigentümer wieder abliefern würde. Was der Obrigkeit recht war und Dierks mit viel Freude erfüllte.

Aber Tedje war auch noch da, und als er einigermaßen wieder zurechtgeschnitten war, brütete er Rache. Ihm fiel nicht ein, daß er Schuld an seinem Unglück trug, der Kakadu sollte daran glauben. Und als er soweit war, um allein ausgehen zu können, schlich er sich wieder in Jochens Haus. Beide Männer, das wußte er, arbeiteten im Garten, da konnte er sich vorsichtig umsehen. Koko saß in seinem Käfig, hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt, wachte aber gleich auf und sagte etwas, das Tedje nicht verstand. Der nahm ein großes, mit Petroleum ge-



tränktes Tuch aus der Tasche, zündete es an und schob es zwischen die Stäbe des hölzernen Käfigs.

Das Holz brannte sofort, auf dem Flur ging jemand, und Tedje riß eilig das Fenster auf, um auf die Straße hinauszuspringen. Einen Blick warf der Brandstifter noch zurück, er sah eine Feuersäule und wollte rasch davonlaufen.

Da aber rauschte es hinter ihm her, ein brennender großer Vogel schwieb über ihm, schrie gellend, so daß die erschrockenen Leute auf der Straße zusammenliefen.

Tedje stolperte in seiner Angst über einen Stein, stürzte, und der brennende Vogel fiel auf ihn. Als die Menschen herbeieilten, war der Vogel tot und Tedje ohnmächtig.

Man konnte sich nicht viel um beide kümmern, weil es lustig bei Jochen brannte und die Feuerwehr allerlei zu tun hatte, ehe der Brand vollständig gelöscht war.

Im ganzen war nicht viel Schaden angerichtet, aber der alte Dierks stand weinend vor dem verbrannten Vogel, dessen roter Schopf merkwürdigerweise unversehrt war und wunderbar leuchtete.

Tedje erholtet sich schnell. Er wußte natürlich von nichts, hatte ein paar Brandwunden im Nacken davongetragen und behauptete, unschuldig wie ein Engel zu sein. Aber eine Nachbarin, die zufällig hinauschaute, hatte ihn aus dem Fenster springen sehen, und der Rest des verbrannten Tuches trug den Stempel des Armenhauses. Nun hätte er von Rechts wegen für Brandstiftung verklagt und bestraft werden müssen, aber der Bürgermeister hatte eine kleine Unterredung mit dem Vorsteher des Armenhauses, und Tedje wurde in einer verschwiegenen Kammer ziemlich scharf verprügelt.

„Denn“, sagte der Bürgermeister zu Jochen, „bei so einem hilft das Zuchthaus gar nichts mehr, der ist ausgelöscht, und er macht nur Umstände. Aber Prügel mögen die Kerls nicht, weshalb es unrichtig ist, die Prügelstrafe abzufassen!“

Tedje nahm die Strafe ohne Widerspruch hin. Er hatte doch wohl einen Nervenklaps erlitten; denn er war schreckhaft geworden und nicht mehr so widerseßlich. Jochen bekümmerte sich nicht um ihn, er hatte mit dem Schaden zu tun, den die kleine Feuerbrunst angerichtet hatte, und versichert war er auch nicht gewesen. Der alte Dierks half ihm nach besten Kräften, aber er konnte nicht viel tun. Ihm war der Tod des weißen Kakadus so zu Herzen gegangen, daß er eines Tages mitten auf der Straße umfiel und nicht wieder von selbst auftreten konnte. Tedje, der gerade für den Vorsteher eine Besorgung zu machen hatte, hob ihn auf und schleppete ihn zu Jochen.

„Der kann nicht mehr!“ sagte er.

Jochen erwiederte nichts. Was sollte er auch viel sagen?

Tedje zog Dierks die Kleider aus, brachte ihn zu Bett und fragte, ob er wiederkommen und etwas helfen sollte.

Jochen sah ihn verwundert an. Dann sah er Tedjes altes, verfallenes Gesicht, seine gekrümmte Gestalt, den ganzen müden Menschen. Würde der noch stehen und Feuer anlegen?

Er wandte sich halb ab.

„Wenn der Vorsteher es erlaubt, kannst du wiederkommen!“

Nun pflegt Tedje den alten, gelähmten Dierks, gräbt im Garten, betreut die Hühner. Einige Leute wundern sich über Jochen, aber Dierks, der noch manchmal vernünftige Gedanken hat, wundert sich nicht.

„Das kommt alles von mein' süßen Jungel!“ sagt er.

Hinter im Garten steht ein kleines Kreuz. Das hat Tedje geschnitten, und darunter schlafst der Kakadu.



Das Wesentliche der Strick- kleidung:

Vornehmes Trotteurkleid aus Diagonaljersey; kleine Käros bilden den wirkungsvollen Farbkontrast



Farben- harmonie!



Unten:

Der schlichte, helle Jumper wirkt durch schattierte Streifen am Ärmel und am Rollkragen



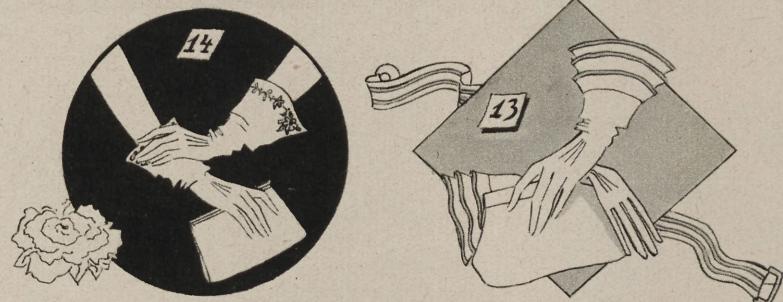
Fesche zweifarbig Kurzjacke, die sich sehr gut für sportliche Gelegenheiten eignet

Der dunkle Bouclé-jumper eignet sich durch die Schrägtteilung der hellen Streifen für stärkere Damen

„Viel verlangt“, sagen die freundlichen Leserinnen ein wenig feindlich gesintt, solange sie nur das Thema erwogen und über unsere Vorschläge noch nicht die Parade abgenommen haben. Ist das aber geschehen, so schließt sich alsbald die zweite Parade an, die zwei mehr oder weniger umfangreiche Kompanien umfaßt: die zur Zeit tragbaren Anzüge für Tag und Abend und die vorhandenen Handschuhe jeglichen Grades der Frische oder Abgekämpftheit. (Waschvorschriften an anderer Stelle dieser Nummer). Da wird verglichen, gepröbt, überlegt, die Truhe mit den Stoff- und Pelzresten vorgeholt. Es dauert gar nicht lange, so haben sich allerhand Pärchen zusammengefunden, die mit Hilfe von vorhandenen Stoffresten oder vermittels zugekauften Ergänzungsmaterials für Kleid und Handschuh den „Bund für's Leben“ schließen können.

Wer den aparten Modevorschlag befolgen will, die Abendhandschuhe ganz aus dem Samt des samtenen Kleides oder absteckend zum Kleide zu tragen oder den winterlich reisemäßigen aus dem behaglichen Mantelstoff, muß sich solche freilich von Spezialisten

Kleines Echo



streichen. Haben Sie nicht ein heimliches Grauen, wenn Sie an die „Widerstände“ dabei denken? — Nehmen Sie jene schönen, zur Kleidfarbe neutralen oder passend eingefärbten Glacés (nicht Wildleder, weil dann der reizvolle Kontrast Blank zu Stumpf fehlen würde) und schneiden Sie deren Armlänge (Fig. 2) in Abständen tief ein! Dann schneiden Sie sich von Samtresten, die vom Kleide herrühren, soviel keilförmige Teile zu wie Sie Einschnitte gemacht haben, vielleicht noch halb mal so lang, als diese sind! Diese Samtkeile kräuseln Sie an beiden Seiten ein und fügen sie in die Einschnitte, so daß die lange Manschette eine glockig abstehende Form erhält. Das Einnähen läßt sich ganz gut mit verstärkter Maschinennäht (enge Stiche) bewerkstelligen, doch ist dann ein Versäubern der Handschuhabseite mit leichtem Seidenfutter ratsam. Ist am Kleide selbst irgend eine modische Raffung vorhanden, so ist der geraffte Keil natürlich um so angebrachter.

Um eine durchgeflochtene Samtbandbordüre zu arbeiten, machen Sie in dem betreffenden Glacéhandschuh (Fig. 3) am oberen Rande in entsprechenden Entfernung Einschnitte, die nicht versäubert zu werden brauchen, und flechten den Samtstreif säuberlich auf und nieder! Zeigt sich das hübsche Flechtwerk noch irgendwie sonst am Kleide, um so besser die Harmonie. Recht ratsam ist es, hier einem Glacégürtel den gleichen Schmuck zu geben. Ähnlich

anfertigen lassen und einen Aufwand treiben. Wer sich aber damit begnügt, die Zusammengehörigkeit von Anzug und Handschuh nicht mit dem Handschuhgrundmaterial, sondern nur mit dem Beiwerk auszudrücken, findet, wie unsere Vorschläge beweisen, der Möglichkeiten viele, um unabhängig von anspruchsvollen Experten mit eigner Hand, mit eigenem Schick und nach Anregung unserer Beispiele vielleicht auch mit Motiven eigener Phantasie ans Werk zu gehen.

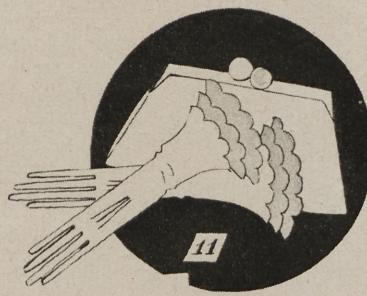
Man hat zu Schottenschal und Mütze sportlicher Art schon Handschuhe ganz aus Schottenstoff gesehen. Das können wir aus Eigenem natürlich nicht nachmachen. Aber ist es in Anbetracht des unruhigen Schottenmusters nicht hübscher, wenn der Handschuh an sich einfarbig ist und nur die Stulpe (Fig. 1) ein leichtes Echo für die Karopracht von Mütze und Schal gibt? Diese Idee läßt sich bis ins Unendliche abwandeln, wenn man die Fülle der Materialien in Betracht zieht, die für solche Verwendung geeignet sind. Für handarbeitende Damen eröffnen sich da die verlockendsten Möglichkeiten. Auch die neuen, gegenüber den primitiven Erstlings-Apparaten beachtlich vervollkommenen Strick- und Webapparate, auf denen sich namentlich auch die Jugend „tum-meln“ kann, sind trefflich geeignet, solche Garnituren einschließlich Handschuhmanschette hervorzu bringen.

Zum Samtkleide den Samthandschuh zu tragen, hat zwar, weil die Sache so neu und apart ist, unbestreitbar etwas Bestechendes. Aber erstens versagt hier wieder unsere persönliche Kunst und zweitens: Stellen Sie sich vor, verehrte Leserin, Sie wollten mit Samthandschuhen am Samtkleide entlang-



Zeichnungen
von Ilsa

am Handschuh

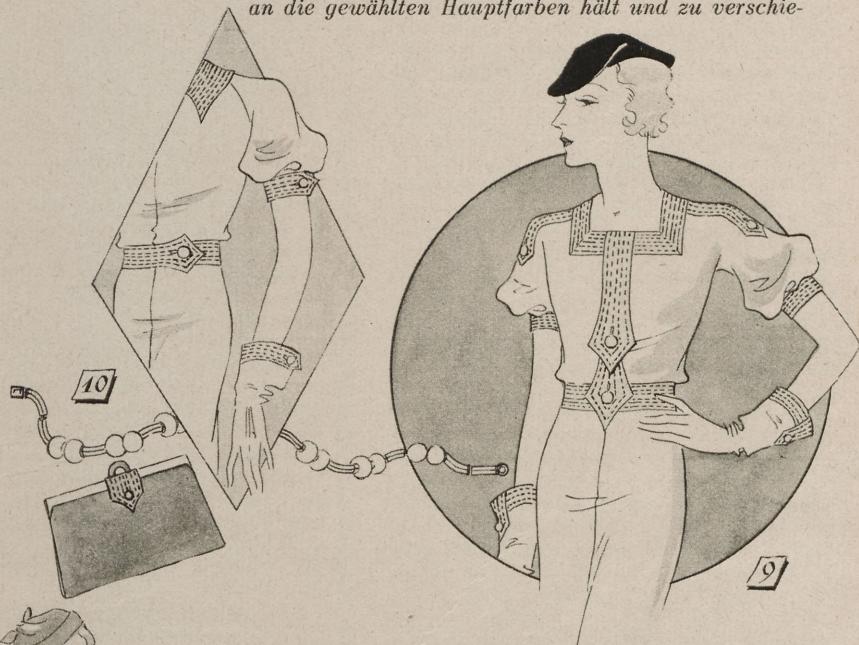


in der Wirkung ist das Durchziehen von gerafften Blenden aus dem Kleiderstoff (Fig. 4) durch Einschnitte. Die Übereinstimmung von Gürtelung und Handschuhmanschetten - Ausputz ist wohl die bequemste Art, solchen Zusammengehörigkeitseffekt zu erzielen. Dabei ist leichtes Auswechseln möglich, was eine wenigstens scheinbare Bereicherung des Garderobenbestandes bedeutet. Gürten Sie beispielsweise Ihr Kleid mit zweifarbig gewundnen Blenden (Fig. 5) oder schmücken es mit gerüschem Band (Fig. 6) und geben Sie dem Handschuh, der dazu getragen werden soll, dasselbe Schmuckmotiv als Abschluß, so können Sie einer vorzüglichen Harmoniewirkung sicher sein. Auf solche und ähnliche Weise können Sie ein Ihnen langweilig gewordenes Kleid angenehm ermuntern. Recht reizvoll kann es sein, wenn auch das Handtäschchen am gleichen Schmuckmotiv teilhat (Fig. 6a, Fig. 10).

In Nr. 1 der „Gartenlaube“ S. 22 haben Sie gelesen, wie man Waffelarbeiten macht und werden vielleicht Gelegenheit nehmen, das nächste Kleid, das Sie arbeiten, mit diesem anmutigen Zierstich zu versehen. Sie können dann die Handschuhmanschetten gleich mit ins Waffelarbeitsprogramm aufnehmen (Fig. 7). Zu Puffärmelmodellen paßt gut ein Handschuh, der mit einem kleineren Puff aus dem Kleiderstoff abschließt (Fig. 8). Auch Steppverzierungen sind recht geeignet, am Kleide sowohl wie am Hand-

schuh zur Geltung zu kommen. Geht der Steppgürtel unter einem pattenartig gesteppten Garniturteil des Kleides hinweg, so läßt sich, wie Fig. 9 zeigt, das gleiche Motiv, wenn auch hier „unmotiviert“, am Handschuh wiederholen. Fig. 10 bietet eine Variation des Pattenmotivs. Die starke Betonung der Halbärmel, die das Frühjahr mit sich bringen wird, leistet unserem Handschuhbemühen entschieden Vorschub.

Man kann mit modischer Überarbeitung für viele Handschuhe, bei denen ja fast ausschließlich die Manschetten die Träger der Idee sind, natürlich auch eine neutral bleibende Hebung des Gesamteindrucks erzielen. So lassen sich mit Duvetine, abstechendem Leder, Lack, Tuch, Tresse und allen möglichen Handarbeitseffekten sehr ansprechende Modelle kombinieren. Man tut gut, die Farbenskala im Garderobenbestand zu beschränken. Um so leichter ist es, Hut, Schuh, Handtasche, Handschuh dazu passend bereit zu halten. Dann braucht es also nicht der „bestimmte“ Handschuh zu sein, sondern einer, der sich an die gewählten Hauptfarben hält und zu verschie-



denen Anzügen tragbar ist. So kann man mit einer Handschuhstulpe aus marineblauen Bogenblenden oder Tuchschuppen (Fig. 11) vielerlei Blaues begleiten, daran nichts von Tuch zu sehen ist. Sehr beachtlich für die Modernisierung von Handschuhen ist der seitliche Knopfschluß auf dem Originalhandschuh selbst oder auf der hinzugefügten Modemanschette. Mit den längeren Manschetten kann man nämlich so verfahren, daß sie sich oberhalb des Handgelenkschlitzes als geschlossener Ring um den Arm legen, der eben nur weit genug sein muß, daß die Hand hindurchschlüpfen kann. Oder aber — und das ist eine Idee für gewesene Schlupfhandschuhe — man trennt die äußere Seitennaht des Handschuhs etwas auf und versieht die hinzugefügte Manschette (Duvetine ist hierzu gut geeignet) mit ziervoll her-vortretendem seitlichen Knopfschluß (Fig. 12). Auch der Stufenvolant (Fig. 13), auf- oder abwärts gerichtet, eine hübsche Stickerei (Fig. 14) oder das Spiel mit den schräg zueinanderlaufenden Streifen (Fig. 15) sind empfehlenswerte Garniermotive.

So lange die meist umfangreich abschließenden Ärmel der warmen Mäntel herrschen, ist im Freien mit einem hinsichtlich des Stulpennmaterials auf die Außenhülle abgestimmten Handschuh nicht viel anzufangen. Die Mantelärmel würden unsren Stolz einfach zudecken. Sobald aber die grazilen Ärmel von Kostüm, Mantelkleid, Straßenkleid sie frühjährsmäßig ablösen, ist ihre Zeit gekommen. Man sollte zeitig mit der „Abstimmung“ beginnen, damit die „bestimmten“ Handschuhe fertig sind, wenn man sie braucht. Nach unseren Rezepten kann man sich und dem Anzug eine aparte Note geben.

L u i s e R e i c h .

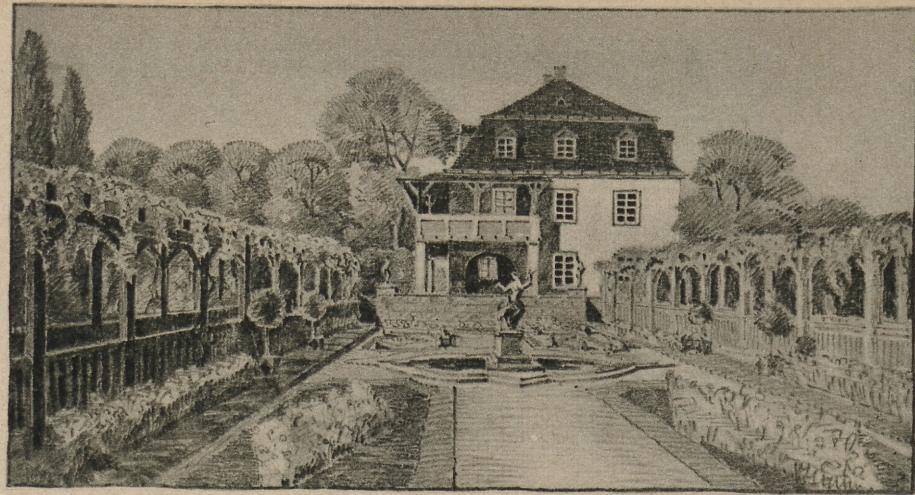
Ist Luft ein Feind von Nahrungsmitteln?

Wie wenige denken daran, daß schon die Luft als ein Feind der Nahrungsmittel zu betrachten ist. Auch das Licht, und noch mehr die Sonne, ist den meisten Nahrungsmitteln nicht zuträglich. So sollen z. B. Butter und Honig, Erzeugnisse, von denen wir wissen, daß sie sehr vitaminreich sind, stets dunkel, trocken und kühl aufbewahrt werden, um nichts von ihrem Wert zu verlieren. Die gleiche Forderung kann für die Aufbewahrung der Lebensmittel im allgemeinen gelten.

Waschvorschrift für Wildlederhandschuhe

Das beste Waschmittel für Wildlederhandschuhe ist eine schaumige Lösung von Gallseife und Wasser, die zur leichteren Lösung der Seife heiß angesetzt und durch Zufügen kalten Wassers auf lauwarme Temperatur abgekühlt wird. Sind die zu waschenden Handschuhe sehr schmutzig, so empfiehlt es sich, dem Wasser etwas Salmiakgeist zuzusetzen, etwa im Verhältnis 5 : 1. Sind die Handschuhe sauber, was ziemlich schnell geht, da der Schmutz sich in solchem Bade leicht löst, so bringt man sie in ein Spülbad von lauwarmem Seifenwasser, dem man einen Schuß Öl zufügt, damit die Handschuhe weich bleiben. Zu dem selben Zwecke füllt man sie nach beendeter Waschprozedur mit sauberem Seifenschaum, nachdem man sie aufgeblasen hat. Mit kaltem Wasser ohne Zusatz gespült, werden Wildlederhandschuhe steif und hart. Man hängt sie an einem luftigen, schattigen Ort zum Trocknen auf, nie am warmen Ofen und nie in der Sonne. In halbtrockenem Zustande werden die Handschuhe durchgerieben und später vielleicht noch einmal, damit sie weich und elastisch bleiben. Die Handschuhfinger sind zum Schlüß mit einem Handschuhdehner oder passendem Holz auszuweiten. Will man zum Reinigen Benzin verwenden, welche Fährlichkeit sich ja gut vermeiden läßt, wenn man ein so ausgezeichnetes, ungefährliches Waschmittel weiß wie das obengenannte, so ist das Benzin in heißem Wasser, das selbstverständlich nicht mehr auf dem Feuer stehen darf, zu erwärmen. Die Handschuhe müssen eine halbe Stunde zugedeckt in dem erwärmten Benzin liegen, werden durchgewaschen, ein zweites Mal in reinem Benzin. Das Trocknen erfolgt am besten unter fortwährendem Reiben mit einem wollenen Lappen, da auf diese Weise jede Randbildung vermieden wird.

Weiß Glacéhandschuhe lassen sich reinigen durch Abreiben mit einer Mischung von Benzin und Magnesia, doch läßt sich auch hier das Hantieren mit der explosiven Flüssigkeit umgehen, wenn man zur Reinigung eine Lösung von weißer Seife in Milch nimmt und einige Tropfen Salmiakgeist hinzufügt. Man zieht die Handschuhe an, taucht ein Wolläppchen in die Lösung und reibt sie damit ab. Durch die nasse Behandlung seien die Handschuhe gelb aus, was jedoch nur so lange dauert, wie sie feucht sind. Getrocknet sind sie wieder weiß. Das Trocknen geschieht wie bei den Wildlederhandschuhen, und die Handschuhe werden zuletzt mit einem Wollappen ganz trocken gerieben.



Komm in meinen Garten

Text und Zeichnungen von Martin Conrad

Prunkende Neuzüchtungen sind nicht immer von intimem Reiz für den Gartenfreund. Ihnen fehlt oft der Blütenduft, der bescheidenere Gartenkinder vielfach in unübertrefflicher Weise auszeichnen. So wird die einfache weiße Federnelke von keiner ihrer strahlenderen Artgenossen im Wohlyeruch erreicht; und dabei ist sie eine der besten Einfassungspflanzen. — Ein Garten ohne Duft gleicht einer Frau ohne Anmut! — Wie unendlich reicher wird unser Garten, sei er klein oder groß, wenn die Beete, besonders in der Nähe des Hauses, mit ausgesucht wohlduftenden Blumen gefüllt sind. Auf der Gartenbank oder der Terrasse sitzend, genießen wir besonders an Sommernachmittagen, nach Gewitter, Regen oder bei tiefstehender Sonne balsamische Blütendüfte. Blumen, die tagsüber wie verwelkt gestanden haben, öffnen plötzlich ihre Kelche. Ganz bescheiden scheinende graublättrige Levkojen (*Matthiola bicornis*) strömen herbüßen Vanillegeruch aus. Goldlack, Flieder, Reseden, Landnelken, Geißblatt, Nachtkerzen und viele mehr wetteifern in jubelnden Düften. Hummeln taumeln freudetrunkene von Blume zu Blume. Ein Heer von Bienen und Faltern erscheint. Der ganze Garten lebt und webt. Zwar ist der Geruch der Einzelblume zart und innerhalb der Gesamtheit schwer bestimmbar, aber alle erfüllen die Abendluft mit unendlich feinem Zauber. Komm, lasst uns unter den prunkenden und auch unter den bescheidenen Blütenkindern wählen!

Sommergewächse: Wohlriechende Reseden, insbesondere *R. eximia*, „Parsons Weißblühende“. — *Nicotiana affinis hybr.*, der wohlriechende Tabak. — *Mirabilis Jalapa*, die orangeblütenduftende Wunderblume. — Das *Heliotrop*. — *Oenothera odorata*, *acaulis* (weiße) und *biennis* (gelbe) Nachtkerze. — Alle Arten der Sommerlevkojen, des Goldlucks und der Edelduftwicke. — Von den einjährigen Lupinen sind am wohlriechendsten: *Lupinus Cruikshanksii hybr.* und *subcarnosus*. — *Phacelia campanularia*, die Bienenweide sowie *Centaurea moschata*.

Knollen und Zwiebeln: Aus der reichen Lilienschar besonders die weiße Madonnenlilie, *Lilium lancifolium*, *L. regale*. — Alle Hyacinthen, auch die Muskat-hyacinthe. — Tuberosen. — Duftende Tulpen wie „Gelber Prinz“, „Ellen Willmott“, „Mrs. Moon“, „Prinz von Österreich“. — Die Dichternarzissen.

Stauden: Maiblumen, wohlriechende Veilchen, die Taglilie (*Hemerocallis flava*), sehr viele Schwertlilien, besonders die Sorten: *Iris germ.*, „Lohengrin“, „Prinzeß Viktoria Luise“, „Riese von Coennern“, „Queen of May“ und die äußerst wohlriechende *Iris pallida*. — Die Nachtviole (*Hesperis matronalis* fl. albo pt.). — Die prächtig leuchtende *Monarda didyma* mit ihrem würzigen Duft. — Der Zwerglavendel (*Lavandula Munstead*) als Einfassung und die Staudennachtkerze (*Oenothera eximia*).

Einige Sträucher mit wohlriechenden Blüten stehen bereits in unserm Garten: Flieder, Geißblatt, Glycine, wohlriechender Wein, der echte und der wilde Jasmin, der Seidelbast. Schön sind auch *Viburnum Carlesii* und *fragans* mit ihren wachsweissen Schneeballblüten, der Ehrenpreis (*Veronica silicifolia*), die kleinblättrige Magnolie (*M. parviflora*), die Heckenkirschenarten (*Lonicera Standishii* und *frangrantissima* und *flava* und *Periclymenum*) sowie die Purpurwaldrebe (*Clematis Flammula*). — Auch darf die Blumenkönigin selbst nicht fehlen. Zu den wohlriechendsten Rosensorten kann man rechnen: „Gruß an Teplitz“, „La France“, „Pink Pearl“, „Hugh Dickson“, ferner die Monatsrose „Feuerzauber“, *Rosa rugosa*, „Conrad Ferdinand Meyer“ und „Stern von Prag“, die altmodische *Centifolie*, die Moschus- und Moschus-hybridrose, die Provencerose.





Fleisch und Reis werden getrennt angerichtet

Text u. Aufnahmen: E. Reinhardt



Die billige Beigabe Überbackene Wirsingblätter

Hammelcurry mit Risotto

Zwischen Ragout und Ragout ist ein großer Unterschied. Herzhaft zubereitet und schön weich geschmort, erfreut es des Mannes Herz. Dagegen sind harte, in einer schwärzlichen Soße herumschwimmende Fleischstücke eine sehr betrübliche Angelegenheit. Aus Hammelfleisch bereitet, ist aromatisches Kleinschmorrfleisch besonders zu empfehlen und die deutsche Hausfrau sollte es wirklich bei der Abfassung ihrer Speisezettel ein bißchen bevorzugter behandeln, als sie es gemeinhin tut. Die Zubereitung ist einfach, das Ergebnis bei einiger Sorgfalt immer gut. Je nach der Jahreszeit vereinigen wir das Hammelragout mit den verschiedensten Gemüsen oder auch nur mit Kartoffeln. Wer besonders würzige und pikante Kost liebt, der versuche es einmal auf indische Art mit Curry und gebe Risotto dazu!

Hammelcurry. Wir braten 500 Gramm mageres, in Stücke geschnittenes, in Mehl gewälztes und gesalzenes Hammelfleisch in 30 Gramm sehr heißem Fett an, rösten dann in dem Fette noch eine gewogene Zwiebel, nach Geschmack auch eine Zehe feingeschnittenen Knoblauch, etwa drei Gramm Currysüppchen und zehn Gramm Mehl. Wir füllen mit etwa dreizehntel Liter Wasser auf und schmoren in etwa ein bis eineinhalb Stunden fertig, aber ganz gelinde. Gibt es etwas Einfacheres als die Herstellung dieses in der feinen internationalen Küche sehr beliebten Gerichtes?

Risotto auf Mailänder Art. Der springende Punkt bei der italienischen Art des Reiskochens ist, daß der Reis dabei vollkommen ganz und körnig bleibt. Wie dies zu bewerkstelligen ist, werden wir gleich sehen. Wir reiben 250 Gramm Reis in einem Tuche sauber ab. In einer Kasserole erhitzen wir 50 Gramm Butter und bräunen eine gewogene Zwiebel hellgelb. Wir nehmen sie heraus und rösten in dem Fett den trockenen Reis ebenfalls nur hellgelb unter stetem Rühren. Durch diese Röstung überzieht sich jedes Korn mit einer Fettschicht, die beim Kochen das Zusammenquellen und Aneinanderkleben der Reiskörner verhindert. Wir salzen und gießen dreiviertel Liter Flüssigkeit dazu, am besten Fleischbrühe. Verfügen wir aber, wie bei Ragout, über eine aromatische Tunke, dann genügt Wasser vollkommen. Wir dünsten nun zugedeckt über ganz kleinem Feuer fertig, bis der Reis weich, trocken und körnig ist. Um diese Beschaffenheit zu erreichen, dürfen wir vor allen Dingen nicht im Reis herumrühren, sondern ihn nur kurz vor dem Garwerden mit dem Löffel vom Boden etwas heben. Zuletzt wird Risotto noch mit etwa 20 Gramm geriebenem Käse und einer Messerspitze in einem Eßlöffel Wasser aufgelösten Safrans vermischt, wodurch er eine sehr einladende, goldgelbe Farbe erhält. Ragout und Reis richten wir am besten in den Gefäßan, in denen sie zubereitet wurden. Irdenes Geschirr hält die Wärme am besten. Wer die Mahlzeit noch gern durch ein Gemüse ergänzt, kann den fertigen Risotto in kleine Beutelchen aus gebrühten Wirsingblättern füllen und diese mit Butterflöckchen bestreut im Ofen backen.

Billiger Salat

Einen tiefen Teller belegt man mit angefeuchteter Watte oder mit einem dicken, gleichfalls gut angefeuchteten Löschblatt und streut Kressesamen recht dick darauf. Zunächst muß der Teller an einen warmen Standort gestellt werden. Schon nach wenigen Tagen zeigen sich die ersten grünen, krausen Salatblättchen, die mit einem scharfen Messer abgeschnitten werden. Indes muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß die Grundblättchen nicht beschädigt werden, sondern zum Nachwachsen daran bleiben. Nun kann der Teller oder das betreffende Gefäß an das Fenster gestellt werden, damit die Kresse Licht und Sonne zum Wachsen hat. Der Boden muß stets feucht gehalten werden. Auch im Blumentopf in der Küche stehend, läßt sich Kressesalat an warmer Stelle ziehen. Eine sehr witzige Art, um Kresse auf originelle Weise zu ziehen und sie im Sommer und Winter sogar als Tischdekor zu verwenden, ist folgende: Man feuchtet gute Gartenerde so lange mit Wasser an, bis sie eine lehmartige Masse bildet, in die man reichlichen Kressesamen hineinverknnet. Nun schmiert man die Masse rund um eine Weinflasche, füllt diese mit Wasser bis zum Rande und achtet darauf, daß die Erde stark feucht gehalten wird. Bald hat man eine grasgrün bewachsene Flasche, die einen entzückenden Tischschmuck bildet, besonders wenn man Blumen der jeweiligen Jahreszeit in buntem Kranz darum legt. Die abgeschnittenen Kresse wächst sehr schnell wieder nach.

Knickeier

Knickeier lassen sich wie frische kochen, wenn man sie in Butterbrotapier einwickelt und die Enden fest zusammendreht. Sie laufen auch nicht aus, wenn man dem Kochwasser einen Löffel Essig beifügt.



Jetzt rasiert man sich elektrisch

Auf der kommenden Leipziger Frühjahrsmesse wird zum ersten Male ein elektrischer Rasierapparat gezeigt, der mit einer normalen Taschenlampenbatterie betrieben werden kann. Das neue Gerät unterscheidet sich von den üblichen Apparaten lediglich durch einen etwas stärkeren Griff, der den Antriebsmotor enthält. Durch den Motor wird die Klinge sehr schnell hin und her bewegt, so daß die Barthaare also nicht mehr abgeschabt, sondern abgeschnitten werden. Der Stromverbrauch des Motors ist geringer als der einer Taschenlampenbirne.



Heinrich George mit Erika Helmke in dem Eidophon-Film
„Das Meer ruft“

Das neue Lustspiel von Leo Lenz „Fabian, der Elefant“ behandelt mit viel Witz und Humor das Thema des älteren verliebten Mannes, also eine Glanzrolle für Ralph Arthur Roberts. Gina Falkenberg als Luise (Theater in der Behrenstraße in Berlin)

Von Bühne und Film



„Der Page des Königs“, eine Operette von Walter W. Goetze, enthält eine dankbare Hosenrolle für Edith Schollwer (rechts), die zusammen mit ihrem Partner Karl Jöken und der lustigen Olly Gebauer die geschmackvolle Musik des Komponisten zu guter Wirkung brachte
Aufn. Tillinger



Unten: Die Hauptrollen des National-Tonfilms „Salon Dora Green“ (Die Falle) werden gespielt von Mady Christians, Paul Hartmann und Alfred Abel



Der letzte Lilian-Harvey-Film der Ufa „Ich und die Kaiserin“ spielt im zweiten Kaiserreich am Hof der Kaiserin Eugenie. Mady Christians als Kaiserin, vor ihr Lilian Harvey als Juliette. Regie: Friedrich Hollaender



Eine neue
Tonfilmoperette

Lee Parry und Oskar Karlweis in dem
neuen Phoebus-Mondial-Film „Keinen
Tag ohne Dich!“ („Wovon soll der
Schornstein rauchen?“)

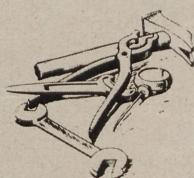


Der „Läufer von Marathon“

bricht kurz vor dem Ziel zusammen und zerreißt dabei das Ziellband, so daß ein regelrechter Sieg zustande kommt. Victor de Kowa in dem gleichnamigen Matador-Film, der außerdem mit Brigitte Helm, Hans Brausewetter, Ursula Grabley, Paul Hartmann, Trude von Molo besetzt ist



Für kleine Verletzungen



In Apotheken,
Drogerien und
Bandagenges-
chäften erhältl.

die beim Sport, im Beruf, im Haus immer mal vorkommen können: „Hansaplast elastisch“. Leicht gedeckt angelegt, gibt „Hansaplast elastisch“ infolge der Querelastizität besonders guten und hygienischen Wundverschluß, vor allem aber: Er behindert Ihre Bewegungsfreiheit nicht. Haben Sie „Hansaplast elastisch“ stets zur Hand. Beutelchen für die Brief- oder Handtasche, kleinere u. größere Packungen gibt es von 15 Pfg. an.

Hansaplast elastisch
D. R. P.
SCHNELLVERBAND

Jawohl, gnädige Frau, NIVEA-KINDERSEIFE



ganze zehn Jahre hindurch für die zarte, empfindliche Haut Ihres Kindes! Denn erst spät wird die Haut der heranwachsenden Jugend so widerstandsfähig, daß sie auch eine weniger milde Seife vertragen kann. Nivea-Kinderseife ist nach ärztlicher Vorschrift besonders hergestellt. Mit ihrem seidenweichen Schaum dringt sie schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde und kräftige Hautatmung.

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58



Vorspeisen und Soßen

Italienische Vorspeise. Man knetet aus 400 Gramm Mehl, 100 Gramm frischem Rindermark, 100 Gramm geriebenem Parmesan-Käse, etwas Salz, wenig Pfeffer und etwa einem viertel Glas voll Wasser einen weichen Teig, der sich gut ausrollen lässt. Vorher bereitet man eine Füllung aus feingehacktem Schinken, gewiegt Petersilie, einem Ei und geriebenem Käse, Salz und Pfeffer; von der Füllung legt man nun ein walnußgroßes Stück auf ein vierdiges Stück des messerrückendick ausgerollten Teiges, dessen Ränder man mit Ei bestreicht und mit den Spangen fest zusammendrückt. Diese Taschen werden dann in schwimmendem Fett goldbraun gebacken.

Käse auf Blätter. Sieben Eier, ein Viertelpfund Schweizerkäse, mit Parmesan untermischt, drei Löffel Reismehl, ein Achtelpfund Butter. Man röhrt das Reismehl auf dem Feuer mit Milch ab und läßt es erkalten; dann vermengt man die Butter mit dem Eigelb, gibt das Reismehl und den Käse dazu und zulegt den Schnee vom Eiweiß. In gut gesetzter Form läßt man den Auflauf neunundzwanzig Minuten im Ofen aufziehen.

Schinken auf Blätter. Ein Viertelpfund Schinken wird feingewiegt und mit 50 Gramm Butter schaumig gerührt, dann fügt man einen Eßlöffel Mehl, zwei Eidotter, zwei Eßlöffel Rahm und den Schnee von zwei Eiern hinzu, füllt die Masse in eine feuerfeste Form und zieht die Speise im Ofen auf.

Raviolis. Man bereitet einen Nudelteig, indem man auf einem Holzbrett 350 Gramm Mehl, vier ganze Eier, Salz und einen Suppenlöffel voll Wasser zu einem festen Teig verarbeitet. Dann wird der Teig in ein Tuch geschlagen und fünfzehn Minuten ruhen gelassen. Hierauf rollt man zwei Lagen Teig aus und füllt in regelmäßigen Abständen etwas Haschee (Geblügel- oder Fleischreste), Schinken, zwei Eßlöffel geriebenen Käse, etwas Bratenfett oder Sahne (mit zwei Eigelb binden) auf. Die Zwischenräume werden leicht angefeuchtet und die zweite Lage vorsichtig darübergelegt. Nun rädet man kleine Bierecke, in denen sich je ein Haschehäufchen befindet, aus und läßt sie in siedendem Salzwasser sieben bis acht Minuten. Dann läßt man abtropfen, schichtet die Bierecke in eine gebuttete feuerfeste Form, streut geriebenen Käse dicht darüber und bedeckt das ganze mit einer dicken Tomatensoße. Die Form kommt nur ganz kurz in den Ofen.

Zugabe zu Suppen, insonderheit Brühe. Nimm Toast- oder Weißbrotschnitten, gib etwas Butter darauf, dann belege die Schnitten mit Appetitbilds (Anchovis, Revaler Killos usw.).

rosste sie schön braun in Butter auf heißer Pfanne, bis die Silds schon ein wenig bröcklig werden. Diese knusprigen Brötchen sind sehr herhaft und delikat. Man kann auch statt der Anchovisfischchen Anchovis- oder Sardellenbutter (Paste) nehmen. Diese schwedische Zuppe ist zu Fleischbrühe, auch zu Fischbrühe gut passend, kann aber auch als selbständiges Frühstückessen gegeben werden.

Geflügelklößchen. Das Fleisch eines Huhns entfernt man roh von den Knochen, zerhackt es breiartig oder gibt es durch die Maschine, fügt 150 Gramm in Fleischbrühe angedämpften Reis, 200 Gramm Butter, drei Eigelb allmählich hinzu. Nun streicht man die durchgeknetete Masse durchs Sieb, gibt zwei Löffel süße Sahne hinzu und formt kleine Klößchen daraus, die in Butter hellbraun gebacken werden.

Gebakene Sardellen. Die gut gewässerten Sardellenwickelt man zu je sechs gebündelt zusammen und paniert sie mit Eigelb und Brösel. Dann bereitet man folgenden Teig: einen Löffel Mehl, einen halben Teelöffel Öl röhrt man mit Bier zu einem dünnflüssigen Teig, taucht die Sardellenbündel hinein und bält sie in heißem Fett. Das Gericht eignet sich zur Vorspeise.

Sardellensuppe. Sechs feingehackte Sardellen, vier Eidotter, ein Stück Butter, etwas saurer Rahm werden schaumig und in einer Kasserolle tüchtig über dem Feuer gerührt. Aber ja nicht zum Kochen kommen lassen!

Krebssoße. Zwölf Seekrebse kocht man in Salzwasser mit Kümmel weich, löst das Fleisch heraus und hebt Schwanz und Scheren auf. Nachdem man die Schalen sein zerstoßen hat, düstet man sie in Butter und gibt etwas Mehl dazu, gießt Bouillon auf und läßt alles tüchtig einkochen. Danach gibt man die dicke sämige Soße durch ein Haarsieb, tut etwas süße Sahne und frische Butter daran, gibt das Krebsfleisch dazu, läßt es aber nur noch ziehen. Die Schwänze und Scheren kann man zum Anrichten verwenden.

Cumberlandsuppe. Etwas Rotwein, zwei Teelöffel französischen Senf, fein zerriebene Mandarinenenschale, einen Teelöffel englischen Senf, einen Eßlöffel Öl, 200 Gramm steifes Johannisbeergetränk, etwas Pfeffer, Zitronensaft wird stark miteinander verrührt, zum Kochen gebracht, durch ein feines Sieb gegeben und kalt zu Pasteten usw. gereicht.

Chaudéau (Weinsoße). Zwei geschlagenen Eiern fügt man einen halben Liter guten Weißwein hinzu nebst 125 Gramm Zucker. Man röhrt die Soße in gleichmäßiger Geschwindigkeit so lange, bis sie in dem Topf anfängt nach oben zu steigen. Die Soße muß sofort serviert werden, am besten zu einem warmen Schokoladenpudding.

Nicht irgendein Fettaufstrich, sondern die Tiefenwirkung der Creme Mouson glättet und verjüngt rauhe, unreine Haut

Creme Mouson
ist keine sogenannte
Sonnenbrandcreme,
auch keine gewöhnliche Fettcreme



Schnärt Ihr Herr Gemahl?

Wenn nichts hilft, dann machen Sie einen Versuch mit dem seit 30 Jahren bewährten „Soziodol“-Schnupfen-Pulver. Es gibt nichts Besseres. Preis: RM. 0,45 u. RM. 0,68. Nur echt mit Aufdruck H. Trommsdorff Chem. Fabrik Aachen. Zus.: „Soziodol“ Zinc. 2,5 T., Menthol u. Milch.

KUNST-AUSSTELLUNG Scherl-Haus

März 1933

Prof. Max Rabes

Gemälde

Besichtigung erbeten / Eintritt frei
Eingang: Große Lesehalle

Verkauf von Kunstblättern
Größte Auswahl moderner Bilder für jeden Raum
Geschmackvolle Rahmungen

KROPF
Bekämpfung u.
Heilung durch
Kräuterkurken
Broschüre
gratis
F. HASTREITER
Neugermanring 301/Münch.

AMOL altbewährt
bei Rheuma, Tschlas, Kopfschmerzen, Nerven- u. Erkältungsschmerzen, Ermüdung u. Strapazen. In Apotheken und Drogerien.

Massenfänge

von Fuhs, Marder, Iltis, Fische, Maulwurf, mit meinen Geheimmitteln. Gifte von blitzartiger Wirkung lieferbar. Kataloge und Fanggeheimnisse kostenlos. Sie staunen! Kleiner Handegg 126, Baden.

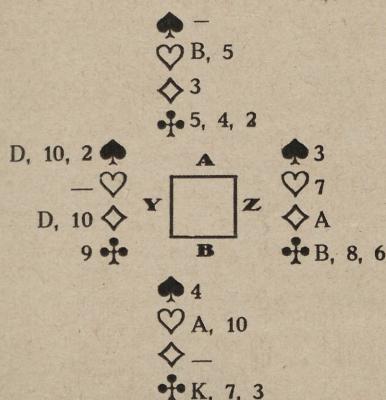


Bridge

Geleitet von Dr. Emanuel Lasker

Aufgabe Nr. 81

Bon Jan Reed



Herz ist Trumpf. Bam Spiel macht fünf der sechs Stiche gegen jede Berteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 80

A: Pif Bube, 7, 6, 5; Herz Dame, Kreuz As, Bube; Z: Pif Dame, 10, 9, 3, Herz Bube, Karo 9, Kreuz 8; B: Pif 8, Karo 10, 8, Kreuz König, 10, 7, 4; Y Herz 10, Karo Bube, 7, Kreuz Dame, 9, 6, 5. Kreuz ist Trumpf. B am Spiel macht sechs Stiche. Die Pointe ist, daß Y beim drittletzten Stich aus dem Spiel gezwungen wird und dann in die Gabel in Kreuz spielen muß. 1. Karo 10, Y tut am besten, zu decken, A schnappt Klein. 2. Trumpf As. 3. Herz Dame, B schnappt Klein. 4. Karo 8. 5. Pif, Y muß stechen. 6. B schneidet und nimmt so die beiden letzten Stiche.

Für Rätselkönige jeden Mittwoch "Denken und Raten"
Einzelnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen,
Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Soffnung

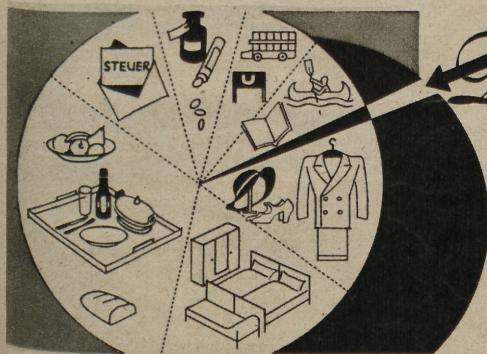
Ein jeder glaubt, auch er hätt' wohl ein Zwei eins Glück und
Liebe,
Und hält sich häufig dadurch nur einszwei im Weltgetriebe.

Chlorodont

die

Qualitäts-Zahnpaste

macht die Zähne blendend weiß, greift den kostbaren Zahnschmelz nicht an und be- seitigt übeln Mundgeruch. Zur Herstellung der Chlorodont-Zahnpaste werden nur die anerkannt besten Rohstoffe verwendet. Der bei Erwachsenen und Kindern beliebte Geschmack von Chlorodont wird allein durch Verarbeitung feinster Pfefferminzöle erzielt. Chlorodont ist sparsam im Verbrauch, daher preiswert. Tube 50 Pf. und 80 Pf. Verlangen Sie nur echt Chlorodont und weisen Sie jeden Ersatz dafür zurück.



~~Da sollten Sie die 10 oder 15 Pf. nicht sparen~~

und die gepackte Markenseife kaufen, die Ihnen die Gewähr für stets gleichbleibende gute Beschaffenheit gibt. Sie sehen in dem nebenstehenden Kreis, wofür Sie Ihr Wirtschaftsgeld ausgeben. Welch geringer Betrag davon auf Körper- und Schönheitspflege entfällt, zeigt der schwere Sektor. Darum sollten auch Sie nur das Beste kaufen! Erste Bedingung für die Hautpflege ist eine gute Seife: **Pfeilring-Lanolin-Seife** enthält neben edelsten Pflanzenölen das hautaufbauende cholesterinhaltige Pfeilring-Lanolin. Sie ist rein, mild und sparsam. Ein Stück Pfeilring-Lanolin-Seife genügt, um Ihre Haut einen Monat lang gründlich zu reinigen.

Die grüne Packung mit dem Pfeilring verbürgt stets gleiche Qualität.

PFEILRING Lanolin - SEIFE





Karreerätsel (Gesetzlich geschützt)

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. — Die Buchstaben, von 1 bis 54 fortlaufend gelesen, ergeben ein Sprichwort.

29210

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. großes Raubtier
2. Stadt in der Schweiz
3. französischer Revolutionär
4. Nibelungenheld
5. Fluss in Frankreich
6. kleines Raubtier
7. mathematischer Körper
8. Gartenblume
9. Berg in der Schweiz
10. deutscher Lyriker
11. Stadt in der Schweiz
12. Klebstoff
13. Süßwasserfisch
14. plattdeutscher Dichter

16	17	4	26	11	22
25	36	34	5	29	
21	39	11	32	20	
7	13	52	23	10	
1K	27U	48B	27U	13	
37	31	18	40	16	50
49	40	41	35	44	
24	49	14	48		
12	47E	42	9		
30	40	13	19		
38R	54E	43U	53T	51E	46

Silbenrätsel

an — as — bach — bel — chen — chi — de — dorn — e — eh — ein — ein — eins — erb — fahrt — fen — haus — hen — ho — ka — kas — krö — le — lei — licht — mä — mal — ni — no — nord — pha — pi — preis — rakt — rei — ren — rös — roß — schaft — schild — schlit — se — sie — spar — stau — ta — te — ten — ter — ti — un

Aus vorstehenden 51 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Euripides ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Grimmsche Märchenfigur, 2. Grundlage des Rechnens, 3. Wintervergnügen, 4. bildende Kunst, 5. Feldblume, 6. Naturscheinung, 7. Geldinstitut, 8. Südwein, 9. Vermächtnis, 10. der Löwe in der Fabel, 11. Reptil, 12. Kirchenfest, 13. deutsches Kaisergeschlecht, 14. Klausnerwohnung, 15. berühmter Sieg Friedrichs des Großen, 16. Wasserfall, 17. englisches Parlament.

28941

Auflösungen aus Nr. 8

Literarisches Nachlese: 1. Dueppel, 2. Lexikon, 3. Nangard, 4. Emmanuel, 5. Lourdes, 6. Sambesi, 7. Requiem, 8. Mandant, 9. Thymian, 10. Firduß, 11. Juvenal, 12. Lessing, 13. Unstrut, 14. Tabelle, 15. Episode, 16. Ermland, 17. Dichter, 18. Raffael, 19. Nabatte, 20. Eisgang, 21. Gervais, 22. Studium, 23. Matrone, 24. Everest, 25. Dobolst, 26. Korinth, 27. Harpune, 28. Steinau, 29. Urnfunde, 30. England, 31. Ostende, 32. Eisbahn, 33. Neuzeit. — Der Fürst soll mit dem Künstler gehen. Dingelstedt. Karreerätsel: Was fragt ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin. — 1. Niger, 2. Tundra, 3. Schach, 4. Lunge, 5. Wunder, 6. Zuave, 7. Altis, 8. Teich, 9. Vegas, 10. Inn, 11. Waffel.

Der Jugend zum Aufbau, dem Alter zur Erhaltung der Kräfte.



Zu den wichtigsten Ergebnissen, die uns die wissenschaftliche Forschung der jüngsten Jahrzehnte für die Gesundheitspflege gebracht hat, gehört die Erkenntnis von der tiefgreifenden Bedeutung des Kalks im Haushalte des menschlichen Körpers. Kalkmangel der Zellen wurde als Ursache mannigfachster Störungen erkannt. Im

Rafzan

haben die Universitätsprofessoren Dr. med. Emmerich und Dr. Loew das Mittel gefunden, dieser Kalkarmut durch Kalkanreicherung der täglichen Kost abzuheften.

Die Erfahrungen der ärztlichen Praxis, durch schriftliche Gutachten tausendsfach bekräftigt, haben erwiesen, daß genügend Kalkzufuhr

für alle Lebensalter gleich wichtig

ist. Kalkunterernährung wirkt sich immer zum Schaden des Organismus aus.

Wer sich genauer über diese für jedermann wichtigen Tatsachen unterrichten will, fordere von Johann A. Wülfing, Berlin SW 68, Friedrichstraße 231, eine der beiden Schriften „Kalkmangel des Körpers eine Quelle vieler Leiden“ oder „Kalkreidere Nahrung für unsere Frauen und Kinder“. Sie wird kostenfrei und portofrei zugesandt.

Preise jetzt: Pulverpackung M 2.48, Tablettensetzung M 1.35 und M 2.25. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien.



Parkett - Späne - Metalltuch ESTOCO anstatt Stahlspäne. Tuch 20 x 80 cm.

Handlich, biegsam, schmiegsam, zusammenlegbar. Kein Brechen, Stechen, Verletzen, Holzausreißen. Feines, sauberes Schleifen!

10 Stück RM 2.90 netto. Einzelverkaufsgeschäfte nennen Ed. Stopp & Co., Ehrenfriedersdorf. Metalltopfreiniger-Schwämme. Qualitätsmarke „3 Heinzmännchen-Waschfass“

Bei Kopfschmerzen

Rheuma-
Muskel- u. Nervenreißer
kaufen Sie in der Apotheke aber nur
Herbin Stodin

„Sie werden angenehm überrascht sein.
H.O. ALBERT WEBER MAGDEBURG.

Zeichnen?

durch

Capeller's

Unterrichts-

Briefe für Zeichnen

im Selbst- und Fern-Unterricht.

Einzelhefte je RM 1.50, vollständig in 18 Heften.

Man fordere Prospekte vom
Deutschen Werkkunst-Verlag, München 13
Jacob-Klar-Straße 6

Die Frau in den Wechseljahren.

Mannigfach sind die Beschwerden der Wechseljahre, Schweißausbrüche, Blutwallungen, Schwindelanfälle, nervöse Reizbarkeit, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Nasenröhre, vorzeitiges Ergrauen, Stoffwechselstörung u. v. a. m. Hilfe und Vorbeugung bringt das erprobte Hormon-Präparat OKAMEN nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. — Die in OKAMEN enthaltenen Hormone und pflanzlichen Wirkung auf Herz, Nerven und Nieren begründen den guten Erfolg und bewirken sichtliche Verjüngung der Frau. Packung mit 80 Tabletten RM 6.75. Verlangen Sie Probe u. Prospekt gratis von Radlauer's Kronen-Apotheke, Berlin W 8/13, Friedrichstr. 160. Okamen ist nur in Apotheken erhältlich.